

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Runde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Junius 1844.

Die amerikanische und die ostindische Baumwolle.

Es wird gegenwärtig unter den großen Baumwollensfabri-
canten eine Frage debattirt, welche auf manche Zustände in
Nordamerika und Ostindien ein helleres Licht wirft, als es
sonst gewöhnlich der Fall ist. Das Interesse schärft diesen
Handelsleuten das Gesicht, und sie müssen Möglichkeiten be-
achten, die sonst außer dem Gesichtskreis des Kaufmanns lie-
gen. England verarbeitet jährlich zwischen 12 und 1500,000
Ballen Baumwolle und die Gesamteinfuhr betrug z. B. im
vorigen Jahre 1,743,609 Ballen. Davon kamen beinahe
1,490,000 B. aus Nordamerika, alles übrige war also unbe-
deutend und könnte nöthigenfalls entbehrt werden. England
ist somit für seine ganze Baumwollenmanufactur, welche zwei
Millionen Menschen beschäftigt, an Nordamerika gebunden.
Die englische Regierung war schon seit einiger Zeit bemüht, diesem
Uebelstande aus commercieellen politischen Gründen ein Ende zu
machen, und die Baumwollerzeugung namentlich in Ostin-
dien zu vermehren. Das ist aber nicht gerathen, denn es
kommt jetzt weniger Baumwolle aus Ostindien nach England,
als vor fünf Jahren, eine Bemerkung, die man gelegentlich
gesagt, auch beim Zucker macht, dessen Einfuhr von Ostindien
nach England wieder von 70,000 auf 50,000 Tonnen gefallen
ist. Woher dieser schlechte Erfolg? Darauf gibt die Indian
News nachfolgende Antwort: „Die Ursache liegt einzig darin,
daß das Volk durch seine europäischen Herren in einem so er-
bärmlichen Zustande von Armuth gehalten wird, daß es keine
Waaren zu Markte senden kann, und selbst, wenn dieß der
Fall wäre, so gäbe es keine Wege zum Transport. In Ben-
galen ist die Landtaxe so drückend, daß das Volk höchstens das
Leben fristet, und es ist gar nicht daran zu denken, daß es
ein nutzbringendes Geschäft irgend einer Art begünne. An-
derswo sind die Taxen, obgleich scheinbar launenhaft, doch in
Wirklichkeit dem Zahlungsvermögen des Landmanns so genau
angepaßt, daß man ihm alles abpreßt, was nicht unerlässlich
ist, um Leib und Seele zusammenzuhalten. Hätte der Bauer
auch Waaren zum Verkauf, so hat er keine Wege, um sie zu
transportiren, und hat er Wege, so ist auf der andern Seite

das Land durch Räuber gänzlich unsicher, und unser Gerichts-
system ist so sinnreich eingerichtet, daß ein Polizeibeamter
für eine unendlich ärgere Plage gilt als ein Räuber. Wer
sich belagert, daß er ausgeraubt wurde, gilt für einen Thoren,
der seinen Jorn Herr werden läßt über seinen gesunden Ver-
stand und sich zu Grunde richten läßt, nur um sich zu rä-
chen.“ Man könnte diese Schilderung für übertrieben halten,
wenn sie nicht mit andern so genau zusammenstimmt; auch
geht man mit dem Plan um, in Manchester, dem Haupt-
quartier der Baumwollenindustrie, eine Association zu bil-
den, welche sich die Beförderung des Looses Ostindiens ange-
legen seyn läßt. Vielleicht findet diese mehr Gehör als die
armen Hindus.

Wahrscheinlich würden sich indes die Manchesterer Fabri-
canten der armen Hindus nicht erbarmen, wenn sie sich nicht
von einer andern Seite bedroht sähen. Die Gefahr eines
Kriegs mit Nordamerika schreckt sie nicht, denn sie wissen zu
gut, daß Bruder Jonathan, wenn nicht direct, doch indirect
seine Baumwolle auch mitten im Kriege verkaufen würde.
Aber eine andere Gefahr scheint man zu befürchten, nämlich
einen Sklavenaufstand in den süßlichen Staaten. Die ameri-
kanischen Blätter sind über diesen Gegenstand, der immer
drohender wird, allmählich verstummt, aber die Furcht vor
einem möglichen Ausbruch greift um sich, wie der Umstand
zeigt, daß die Maasregeln gegen die Sklaven mit jedem Jahr
scharfer werden, und daß die Behörden im Süden, wenn man
englischen Blättern glauben darf, das Recht haben, Briefe,
die aus dem Norden nach dem Süden gehen, zu öffnen, ob
sie nichts für die Sicherheit der süßlichen Staaten gefährliches
enthalten; dieß würde allerdings von einer unglücklichen Furcht
und einer drohenden Gefahr zeugen. Wir halten das Ge-
lingen eines Sklavenaufstands in den Vereinigten Staaten für
ein Unding, aber eine mehrjährige, ziemlich allgemeine Unterbre-
chung des großen Anbaues kann dennoch durch einen Ausbruch
eintreten, und was wird dann aus den zwei Millionen eng-
lischer Arbeiter, die bei der Baumwollensfabrication beschäftigt
sind? Für die Amerikaner hätte ein solches Ereigniß fast
weniger zu sagen als für England: es würden vielleicht einige

Tausend Menschen umkommen, aber das Land sich von dem Schlage bald wieder erholen; was sollte aber aus der Fabrikbevölkerung Englands werden? Gegen einen solchen Fall suchten die Fabrikherren in Manchester ein Gegenmittel in Ostindien.

Wanderung durch Mittelamerika.

(Fortsetzung.)

Unsere Lage war indeß keineswegs beneidenswerth. Die Furcht vor Ueberraschung hielt uns wach. Hungrig und erschöpft von der Anstrengung sahen wir uns nach einem Versteck um, und bargen uns endlich in dem Felsenbett eines ausgetrockneten Flusses. Die Maulthiere wurden abgeladen und freigelassen, um ihr Futter zu suchen, was in der Nähe spärlich genug wuchs; zum Glück fand man etwas Wasser für sie. Wir selbst blieben den folgenden Tag hindurch ohne Obdach, denn der Wald war ganz blätterlos, und so waren wir den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, welche mit doppelter Heftigkeit von den vulcanischen Felsen abprallten, die unser einziges Lager waren. An Schlaf war also nicht zu denken: die Hitze war entsetzlich, denn es war der heißeste Tag, den wir noch im Lande erfahren hatten, und kein Lüftchen milderte die Gluth. Aus Furcht entdeckt zu werden, wagten wir nicht unsern Versteck zu verlassen und sprachen nur flüsternd. Unsere Führer, die mit dem Lande bekannt waren, gingen auf Reconoscirung aus, und kamen mit der Nachricht zurück, daß man uns eifrigst nachforsche. Mehrere von uns versteckten sogleich ihre werthvollsten Papiere, und rüsteten sich zu einer eiligen Flucht zu Fuß, im Fall einer Entdeckung; diese versprach freilich nicht viel, doch war sie immer besser, als ohne weiteres der Gnade von Carreras Banditen anheimzufallen. Einige kalte Tortillas, unser letzter Vorrath, wurden vertheilt, aber wir waren zu ermattet, um zu essen. Wasser war nur in sehr geringer Menge in der Höhlung eines erhitzen Felsen zu finden. Niemals ward eine Nacht herzlicher herbei gewünscht, obgleich sie uns neue Gefahren brachte. Die Maulthiere wurden wieder gefattelt und mit der äußersten Vorsicht die Flucht abermals angetreten. Der befreundete Staat Honduras war jetzt nur noch 40 (engl.) Meilen entfernt, und wir bestreben uns aller Verfolgung zu entgehen, indem wir das Gebiet desselben zu erreichen suchten.

Eine andere volkreiche Stadt, Jacapa, lag zwischen uns und Gualan, der Grenzstadt der Provinz. Das ganze Land war jetzt in Aufregung, denn Boten waren nach allen Richtungen ausgesendet worden, um uns zu ergreifen; hatten wir aber einmal Jacapa im Rücken, so konnten wir auf Sicherheit rechnen. Viel Zeit wurde damit hingebracht, einen steilen Berg zu ersteigen. Es war so finster, daß man nur wenige Schritte vor sich sehen konnte. Als wir halbwegs oben waren, kam ein Mann zu Fuß an uns vorüber, der weit schneller ging als unsere Abtheilung: es war ein Schnellläufer, der den Befehl uns zu verhaften nach Jacapa überbrachte. Als wir den Gipfel erreichten, konnten wir die Lichter von Chiqui-

mula deutlich sehen; zahlreiche Wachtfeuer brannten auf den umliegenden Höhen. Trotz unserer Unruhe und unserer Ermüdung konnten wir uns eines herzlichen Lachens nicht enthalten, wenn wir uns das Erstaunen und den Unwillen der Einwohner über unsere Keckheit vorstellten. So still und demüthig unser Einzug gewesen war, so sehr hatte unser Auszug sie in Aufregung gebracht. Der Heerführer Morazan und seine Schaar hätten kaum mehr Unruhe hervorbringen können. Aber die Zeiten waren unruhig, und wir spielten ein gefährliches Spiel; viele die den Anfang sahen, lagen bereits leblos auf dem Schlachtfeld oder waren unter dem Nordmesser gefallen, ehe das Spiel gewonnen war. Wir wären damals viel ängstlicher gewesen, hätten wir den im Lande herrschenden Blutdurst gekannt: hier gilt das Leben nie viel, im gegenwärtigen Falle aber war Mord und zwar unter empörenden Grausamkeiten nur ein Zeitvertreib.

Das Hinabsteigen vom Berge war noch schwieriger als das Hinaufsteigen, es war zu finster, um auch nur den Pfad zu sehen, und wir verließen uns ganz auf unsere Maulthiere. Sie stolperten häufig über lose Steine, mit denen der Weg übersät war, und brachten uns erst nach mehrstündiger harter Anstrengung wohlbehalten nach der staubigen Ebene unten, wo wir sie wiederum rascher vorwärts trieben. Der Boden war trockener Kalk, der sich in Wolken erhob, und bald unsrer ganzen Gesellschaft das Ansehen von Müllern gab; auch drang er in Nase und Mund und reizte den bereits brennenden Durst, der bald unerträglich wurde. Meine Zunge glich einem Stück verschrumpften Leders, und rasselte seltsam in meinem Munde herum; nicht einen Tropfen Feuchtigkeit konnte ich in meinem Munde gewinnen, um meine verdorrten Lippen zu nessen, meine Augäpfel waren erhitzt und ausgedehnt. Plötzlich schlug ein freudenvoller Ton an unser Ohr, — es war das Plätschern eines fließenden Wassers. Nie hieß eine hungernde Karawane in den Wüsten Arabiens eine Dase mit mehr Sehnsucht willkommen, als wir den Anblick des Jacapaflusses. Wir stürzten das Ufer hinab. An meinem Stachel hing ein wasserdichter Korb, wie man sie in Californien macht; sonst diente er mir als Waschbecken, jetzt als Trinkgeschirr. Ich füllte es bis zum Rande und trank den längsten, süßesten Zug, den je ein durstiger Reisender getrunken. Dann füllte ich ihn wieder und tauchte mein Gesicht in das kühle Wasser und badete es aber- und abermals. Unser Durst hatte bereits einen Grad erreicht gehabt, daß jeder weitere Schritt Höllepein gewesen wäre; der Genuß des ersten Zugs war unaussprechlich.

Der Mond war jetzt aufgegangen, und bei seinem Licht erblickten wir bald die weißgetünchten Häuser von Jacapa. Mit der größten Vorsicht und nicht ohne mannichfache Mühseligkeiten wanden wir uns um die Stadt herum, und befanden uns Morgens um 3 Uhr nur noch in geringer Entfernung von Honduras auf ebener Straße. Unsere indianischen Führer wurden nun mit reichlicher Belohnung entlassen, und wünschten uns von Herzen glückliche Reise. Noch ein Berg oder vielmehr ein langgestreckter, rauher Hügel lag vor

und Schlaf, den wir nun seit 18 Stunden nicht genossen hatten, beschlich uns jetzt und überwältigte sogar das Gefühl des Hungers, das sich seit einiger Zeit sehr ungestüm gemeldet hatte. Aber diese Schläfrigkeit war, ganz unähnlich dem Durst, ein sehr angenehmer Feind. Er beschlich uns so leise, und mit so angenehmen Empfindungen, daß wir seinen Anzug gar nicht merkten, bis er sich unserer fest versichert hatte. Mehrere Male fiel ich auf meinem Maulthier in Schlaf, und wurde nur durch einen rauhen Stoß geweckt, der mein Gleichgewicht störte; da ich mich nicht auf dem Sitz halten konnte, so rieb ich meine Augen, that mir Gewalt an, stieg ab und ging zu Fuß. Aber auch das half nicht, denn ich versank bald wieder in einen Zustand von Bewußtlosigkeit, bis ich an einem Stein heftig anstieß, die Augen gewaltsam öffnete, sie aber trotz aller Anstrengung bald wieder schloß, bis ein abermaliges Stolpern mich wiederum weckte. Die Anstrengung, wach zu bleiben, erregte den empfindlichsten Schmerz; der härteste Fels wäre mir ein willkommenes Bett gewesen. Selbst die armen Thiere fingen an Beweise einer unüberwindlichen Müdigkeit zu geben; sie standen manchmal völlig still und ließen sich wieder, bis die Arrieros sie wieder aufstachelten.

So erreichten wir das indianische Dorf San Pablo, das jetzt fast verlassen war, da die Cholera im vorigen Jahr den größten Theil der Bevölkerung hinweggerafft hatte. Wir eilten hindurch und bemerkten eine zerstörte Kirche und ein anderes Gebäude; am Fuße des Berges, auf dem sie standen, setzten wir über einen kleinen Bach. Gualan war jetzt nur noch einige Leguas entfernt; es war unsere Absicht die Gränze der beiden streitenden Staaten noch an diesem Morgen zu überschreiten. Aber das Tageslicht war bereits angebrochen, und wir sowohl als unsere Thiere waren zu sehr erschöpft, um weiter zu gehen. Ruhe mußten wir haben, mochten die Folgen seyn welche sie wollten; einige Stunden konnten uns in den Stand setzen wieder weiter zu eilen. Den erschöpften Thieren wurden deshalb die Ladungen abgenommen, und sie sowohl als ihre Herren lagen in weniger Zeit, als ich brauche um dieß niederzuschreiben, auf dem Gras ausgestreckt und in tiefen Schlummer versunken. Wie lange wir so gelegen haben mögen, weiß ich nicht, aber eine heftige Stimme, die uns aufforderte uns zu erheben, weckte uns zuerst aus unserm lethargischen Schlummer, und der Anblick zahlreicher, nach unsern Köpfen gerichteter Pistolen brachte uns bald zur Besinnung. Die Sonne schien glänzend und heiß auf uns herab, und eine Schaar Soldaten stand da, stumm und angaffend, und wie es scheint eben so erstaunt über den Antritt, wie wir selbst. Es waren augenscheinlich mit Gewalt ausgehobene Recruten, eine pygmäenartige, zerlumpte Schaar von allen Farben, welche ausfah, als vertauschte sie sehr gern ihre Musketen und Tornister gegen Erdbäuen und Maisfelder. Aber ihre Anführer waren gut aussehende Leute, wohl gekleidet und bewaffnet, auch vortrefflich beritten. Ihre Uniformen sahen zu neu und glänzend aus, als daß sie mehr als einige Tage alt seyn konnten, und ihr erster Dienst war also unsere Ge-

fangenahme. Natürlich streckten wir friedlich und mit möglichst freundlicher Miene die Waffen, denn sie standen vor uns mit ihren Pistolen, um ihrer Aufforderung Nachdruck zu geben.

(Schluß folgt.)

Ausflug nach der Mammuthhöhle in Kentucky. *)

(Von Dr. med. Ed. LeCompte, praktischem Arzte in Cincinnati.)

Die Mammuthhöhle in Edmonson-County, im südwestlichen Theil von Kentucky, hat seit einigen Jahren in den Vereinigten Staaten einige Aufmerksamkeit erregt; fabelhafte Erzählungen von Dingen, die d Fremden überall auf seiner unterirdischen Wanderung in Gesteinen setzen sollten, namentlich aber von einer eigenthümlichen Gasart, der ein wunderbarer Einfluß auf die Gesundheit zugeschrieben wurde, haben manchen Reisenden, welchen sein Weg ins Innere des Staats Kentucky führte, zum Besuch der Höhle bestimmt. Die Berichte dieser Besucher lauten aber felsamerweise so verschieden, daß man sie gewöhnlich gar nicht miteinander vereinigen konnte. Einige hatten sich in ihren sonderbaren und übertriebenen Erwartungen gänzlich getäuscht gefunden; andere, flüchtigere Besucher dagegen, die nur wenig von der Höhle gesehen haben mochten, konnten sie in ungereimten und ungläublichen Schilderungen als so wunderbar dar, daß man nicht wußte, was man von der Sache denken sollte. Was darüber in den Zeitungen und in der Form von Reiseotizien publizirt ist, enthält wenig Bemerkenswerthes. Einige Fremde haben darin ihren Besuch der Höhle und ihre überstandenen Mühseligkeiten und Gefahren beschrieben, und die Namen aufgezählt, welche man nach und nach den verschiedenen Theilen der Höhle, einzelnen Felsohlen, Vertiefungen, verschiedenartigen Bildungen des Tropfsteins u. s. w. beigelegt hat. Unter den im Ganzen ziemlich werthlosen Notizen sind besonders diejenigen Angaben hervorzuheben, welche der Höhle den Ruf verschafft, daß ein Aufenthalt in derselben Lungenkranken höchst heilsam sey. Dahin gehört, daß die Temperatur in der Höhle in allen Zeiten constant bleibe; daß in derselben ein besonderes Gas enthalten sey, welches die Eigenschaft habe, Fleisch vor Fäulniß zu bewahren, und daß man beim Einathmen dieses Gases durch keine Anstrengung ermüde, sich vielmehr höchst aufgeweckt, munter und heiter fühle, etwa als ob man Champagner getrunken. Wenn man, selbst Aerzte, den Lungenkranken, besonders Schwindsüchtigen, einen längern Aufenthalt von Wochen und Monaten in der Mammuthhöhle nicht nur als sehr zuträglich, sondern als gewisse Heilung versprechend empfehlen hörete, so darf man sich freilich nicht wundern, daß sie im Publicum allmählich den Credit eines Heilortes erlangte, daß Brustkranke aller Art in der sichern Hoffnung, dort durch das wunderbare Gas, die gleichmäßige Temperatur und den richtigen Feuchtigkeitsgehalt der Luft Heilung zu finden, nach der Mammuthhöhle reisten, und daß der Speculationsgeist einiger unternehmenden Köpfe davon Nutzen zu ziehen wußte. Man hat wahrscheinlich deshalb dem supponirten Gas den Namen Nitric-Gas beigelegt, weil man davon die Salpeterbildung in der Höhle als abhängig betrachtete. Daß eine besondere, bisher unbekannte Gasart, mit der atmosphärischen Luft gemengt, in der Höhle vorkomme, ist indessen eine durchaus unbegründete Annahme.

*) Das Manuscript, als etwas zu voluminös, mußte einige nicht unbedeutende Abkürzungen erfahren, die jedoch an dem wissenschaftlichen Theil der Nachrichten durchaus nichts ändern. N. d. N.

Nach dem, was ich übrigens von einigen Reisenden Zuverlässiges von der Höhle gehört und erfahren hatte, schien mir ein Ausflug dorthin in naturhistorischer Beziehung immerhin von Interesse zu seyn und belohnende Ausbeute zu versprechen. Ich entschloß mich deshalb, im Spätherbst — hier der gesundensten Zeit im Jahre — zur Reise, übertrag meine ärztliche Praxis für die Zeit einem andern Arzte und verließ am 23 October 1842 Cincinnati in Gesellschaft eines Freundes, Charles D. Bruff, den ich schon in Göttingen, wo er die Rechte studirte, kennen gelernt hatte.

Wir fahren auf dem im Innern sehr bequem und elegant eingerichteten Dampfboote Little Pike nach Louisville ab und von da auf dem Portland-Canal nach West-Point. Hier, am Ausflusse des Salzflusses (Salt-River), stiegen wir aus Land, und von diesem Punkt aus erlaube ich mir, der Absicht vorliegender Mittheilungen gemäß, die Aufmerksamkeit der Leser für eine detaillirtere Schilderung des Terrains und der geognostischen Verhältnisse in Anspruch zu nehmen.

Am Wege von West-Point nach Threeforks in der Nähe der Mammothhöhle sieht man, wenn man sich dem Plateaulande nähert, besonders an dessen Abhängen, zahlreiche Erbsälle (Sinkholes) von verschiedener Größe (von 3 bis 150' Durchmesser), meistens rund oder oval; auf dem Plateaulande selbst trifft man sie seltener an. An den Abhängen und in den Thälern, welche alle in dem großen westlichen Becken der Vereinigten Staaten zwischen den Alleghany- und Rocky-Mountains vom Wasser in den fast horizontal gelagerten Schichten des Gesteins ausgewaschen sind, liegen häufig mehrere dieser Erbsälle in verschiedener Höhe übereinander; einige gränzen unmittelbar zusammen und sind theilweise nur durch hervorragende Kalkschichten, deren mittlerer Theil zuwellen vom Wasser durchbrochen ist, mauerförmig geschieden.

Ihre Bildungsweise ist folgende: auf dem Plateaulande sammelt sich das Wasser in den regnierten Monaten hier und da an und bringt durch die obern Kalkschichten, welche, wie erwähnt, fast horizontal verlaufen, löst dieselben an den mehr lockern Stellen auf und bildet Vertiefungen; je tiefer diese mit der Zeit werden, um so leichter bringt das Wasser bis zu den lockern Schichten durch, in welchen es seitwärts und nach unten weiter vordringt. Dabei schwemmt es die lockern Theile fort, indem es auf den festern Schichten (welche eine geringe Neigung gegen den Horizont haben) weiter fließt. Es entstehen auf diese Weise in verschiedener Tiefe freie Räume zwischen den festern Schichten, die mit lockern abwechseln. Werden die festern an einzelnen lockern Stellen aufgelöst und weggespült, oder brechen Steinmassen aus denselben nieder, was bei den cubischen Rissen, welche diesen Kalkstein auszeichnen, vielfach stattfindet (wie sich dies in der Mammothhöhle fast überall beobachten läßt), so stürzen sie auf die untern, während die darüberliegende Schicht häufig nachstürzt.

Je mehr der die Zwischenräume trennenden Schichten durch die einstürzende Last durchbrochen werden, um so tiefer werden die Erbsälle. Steigt man in dieselben hinab, so kann man in die Zwischenräume zwischen den festen Schichten hineinschauen; den Boden derselben bildet entweder eine feste Kalkschicht oder Geröll.

Nur im Winter und Frühjahr sammelt sich in denjenigen Erbsällen Wasser an, welche im Grunde und seitlich bis zu einer gewissen Höhe mit Geröll, Erde und Laubwerk angefüllt sind. Im Herbst findet man fast alle trocken. Auf dem Plateaulande hält sich das Wasser in den flachen Vertiefungen des obersten, festesten Gesteins am längsten. Durch

Bäche und Flüsse werden solche Erbsälle auf ähnliche Weise gebildet. Während sie ihr Flußbett andwaschen, bringt das Wasser seitwärts in die lockern Schichten ein, und bildet, wie oben beschrieben, freie Räume zwischen den festern Lagern. Je tiefer das Flußbett, um so mehr solcher Zwischenräume werden übereinander gebildet; durch das Einströmen der mehr oberflächlichen Schichten bilden sich auch hier Erbsälle und Höhlen.

Zwischen den Alleghany- und Rocky-Mountains kommen zwei große Kohlenlager vor; das eine erstreckt sich von dem östlichen Theil von Kentucky westwärts weit in Pennsylvanien, Maryland und Virginia und in den östlichen Theil von Ohio hinein, das andere setzt sich vom westlichen Theil von Kentucky nach Norden bis in Indiana und in den westlichen Theil von Ohio, nach Süden bis in Tennessee fort. Unter dieser Kohlenformation liegt der carboniferous limestone — kohlenführende Kalkstein — welcher auch Höhlenkalkstein genannt wird, weil darin überall Höhlen von größerer oder geringerer Ausdehnung vorkommen. Ueber den Kohlen liegt weißer Sandstein. Dieser Höhlenkalkstein tritt nur in dem südlichen Theil von Kentucky zu Tage; in dem mittlern und nördlichen Theil dieses Staates trifft man den sogenannten great limestone, wovon die obern Schichten blue limestone (blauer Kalkstein); die untersten cliff-limestone (Klippenkalkstein) genannt werden. Der blaue Kalkstein ist sehr reich an Petrefakten; in dem Höhlenkalkstein sind sie dagegen selten. Der great limestone kommt sehr verbreitet vor. Die meisten bedeutendern Wasserfälle im westlichen Theil der Vereinigten Staaten finden sich da, wo der Klippenkalkstein zu Tage liegt.

Der Weg von West-Point nach Threeforks, in dessen Nähe wir das Ziel unserer Wanderung zu suchen hatten, schlängelt sich meistens in Thälern fort, welche vom Wasser zwischen den horizontal liegenden Lagern des blauen Kalksteins gebildet worden. Die Höhen sind vielfach mit jungem Eichenholz (black jack) bewachsen. In Threeforks, gegen 60 englische Meilen von West-Point entfernt, langten wir gegen Abend an; der Wirth des Gasthofes behandelte seine Gäste, als ob sie gekommen wären, seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, so sorglich und zuvorkommend. Unsere Koffer schickten wir am folgenden Morgen auf einem Wagen nach dem sogenannten Cavehouse, ungefähr 6 englische Meilen von dort entfernt, voraus und folgten zu Pferde nach. Der Weg, meistens über uneben und steinig, führt über mehrere Höhen, auf denen wir hier und da einzelne Blockhäuser zwischen Tabakpflanzungen und von Sklaven bewohnt sahen, und durch verschiedene behaute Thäler, welche, rings von Anhöhen umgeben, vormals unfruchtig Landseen waren. Längs des ganzen Weges sah ich auch hier eine große Zahl von kleineren und größern Erbsällen. Das Land erhebt sich mehr und mehr, je näher man der Höhle kommt. Die Anhöhen sind hier mit weißem Sandstein überlagert.

(Fortsetzung folgt.)

Nobiers Bibliothek, welche nur 1250 Nummern enthielt, ist um 68,000 Fr. verkauft worden. Der europäische Name des verstorbenen Eigenthümers und Sammlers hat dazu freilich nicht wenig beigetragen. Eine Ausgabe Montaigne's von 1580, welche, freilich als ehemals im Besitze de Thou's, einen besondern Werth hatte, sonst aber nicht über 50 Fr. kostete, wurde um 527 Fr. zugeschlagen. Man sieht, daß Nobier in seinem Sammeleifer Nachahmer findet. (Vouloger vom 30 Mai.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Runde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Junius 1844.

Wanderung durch Mittelamerika.

(Schluß.)

Der komische Public, den die ganze Scene bot, hätte mich sicher auch zum Lachen gereizt, wenn nicht der finstere Blick derer, die uns gefangen nahmen, mich erinnert hätte, daß unser Schicksal in der Hand von Menschen lag, die nur ihren Willen als Gesetz anerkannten. Siebzig Mann nahmen sieben halboberungerte Reisende gefangen, welche beim besten Willen nicht die Mittel hatten sich zu vertheidigen. Unsere schlechte Ausdrückung erregte ihr Gelächter, als sie das zu Chiquimula erlassene Decret zu unserer Verhaftung lasen. Es schilderte uns als eine wohlbewaffnete Partei von Fremden, die heimlich Schätze aus dem Lande führten, und schloß damit alle patriotischen Einwohner anzusfordern, zu unserer Befreiung und Bestrafung mitzuwirken. Das Decret war fürchterlich genug um uns zu vernichten, aber seine kriegerische Phrasologie war ein schlimmer Stein des Anstoßes für den Muth des tapfern Alcalde von San Pablo, welcher mit dessen Ausführung beauftragt war. Sein Dorf konnte sich keiner genügenden Anzahl Freiwilliger rühmen, die geneigt gewesen wären, es mit einer Schaar wohlbewaffneter Fremden aufzunehmen, und wäre er nicht zufälligerweise auf die Soldaten gestossen, welche Waffen nach Chiquimula führten, so wären wir sicher entkommen; dies gestand er uns nachher selbst, als wir bessere Freunde geworden waren. Seinen Stock mit dem silbernen Knapfe, das Zeichen seiner Würde, in der einen Hand, und den Verhaftsbefehl in der andern, versteckte er sich hinter seine militärischen Gefährten, und befahl von dieser klug gewählten Stellung aus uns ins Gefängniß zu führen. Da dieser Befehl aber die Nothwendigkeit in sich schloß, den steilen Berg, welchen wir eben überstiegen hatten, noch einmal zu ersteigen, so weigerten wir uns geradezu und erklärten, wenn wir von der Stelle aufbrechen sollten, so müsse er die Mittel herschaffen, uns fortzubringen.

Der Anführer der Soldaten zog durch die Schönheit seiner Gestalt unsere Aufmerksamkeit auf sich, und einer

unserer Reisefahrten bemerkte in englischer Sprache, daß derselbe in der That wie ein Gentleman aussehe. Zu unserm Erstaunen redete er uns alsbald sehr höflich auf Englisch an, und seinem veränderten Benehmen nach schien er die gute Meinung, die wir von ihm hatten, bewahren zu wollen. Der zufällige Ausdruck entschied über unser Geschick, und die Aufmerksamkeit auf die Schreden eines Chiquimulagefängnisses nahm allmählich ab. Unsere Erklärungen überzeugten ihn bald, daß wir wirklich Fremdlinge im Lande seyen und daselbe so sehr zu verlassen als die Fanatiker seiner Partei uns auszutreiben wünschten. Was ihn aber außer dem persönlichen Compliment hauptsächlich umstimmt, war der Umstand, daß er in uns Bürger der Vereinigten Staaten fand, denn seine Partei war namentlich den Engländern feind. Er erklärte sich sogleich als unsern Landsmann, und sagte, er sey zwar von Geburt ein Italiener, betrachte sich aber als einen Bürger der großen Republik, da er sieben Jahre in derselben gelebt habe. Die Vorzeigung unserer Briefe an den Commandanten von Chiquimula erhöhte noch seine günstige Gesinnung; auf eine wahrhaft wunderbare Weise, obgleich er über die Erzählung unseres mitternächtlichen Marsches nicht wenig den Kopf schüttelte, und erklärte, daß es uns, wenn wir ergriffen worden wären, schlecht ergangen seyn würde.

Während wir Dankes uns in solcher Weise in der guten Meinung unsern neugewonnenen Landsmannes festsetzten, war unser angloamerikanischer Bundesgenosse mit den vollblütigen Centralamerikanern nicht minder glücklich. Er war an Revolutionen gewöhnt, da er viele Jahre in den unruhigsten Staaten Mexico's gelebt hatte. Er versicherte sie, ihre Sache sey die ruhmvollste in der Geschichte, namentlich Mexico, ihre Nebenbuhler-Republik könne nichts ähnliches hervorbringen, kurz er stüßte ihnen eine so hohe Meinung von sich selbst ein, daß sie nicht umhin konnten aus bloßer Sympathie auch von uns eine gute Meinung zu hegen, so daß wir eine halbe Stunde nach unserer Gefangennahme die besten Freunde geworden waren, und sie aufrichtig bebauerten, wegen eines lämpigen Alcalde so viele Herren im Schlafe gestört zu haben. Sie nehmen es über sich, von den jeweiligen Gewaltthätern

eine Befreiung von seiner Obhut und einen Geleitbrief für den Rest unserer Reise auszuwirken. Der Italiener ritt selbst nach Chiquimula, um für die Uebersendung der nöthigen Papiere zu sorgen, kurz wir hatten am rechten Orte ein starkes Interesse für und rege gemacht, immerhin aber konnten die Vorgesetzten eine persönliche Unterredung wünschen, und der bloße Gedanke daran erfüllte uns mit Furcht. Man stellte Wachen über uns, die für ihre gütige Bemühung eine hübsche Belohnung forderten. Vor der Nacht noch verlangte der Alcalde, der uns nicht verlassen wollte, ebenfalls ein Geschenk, und sprach uns von der Nathsamkeit innerhalb der Mauern des Calabus zu schlafen, da er hier nicht für jede gegen uns geübte Gewaltthätigkeit verantwortlich seyn könne. Diese Anerbieten wurde entschieden zurückgewiesen. Es konnten in der freien Luft Spitzhuben in unserer Nähe seyn, innerhalb der Gefängnißmauern waren sie aber noch näher, und um eine spanisch-amerikanische Gefängnißthüre aufzuschließen gibt es nur Einen Schlüssel, einen goldenen.

Unsere Papiere kamen den nächsten Morgen an; jetzt wieder in Freiheit gesetzt, ritten wir lustig fort, bewunderten die verschiedenen Ansichten, jauchzten und sangen mehr wie Schulknaben, die aus dem Arreste losgekommen sind, als wie vernünftige Reisende. Der Weg ging durch ein bergiges, aber reizendes Land. Die Vegetation war üppig und alles erglänzte von Blumen. In der Ferne hoben sich die Berge von Vera-paz zur Höhe von 7000 Fuß, und schlossen den Horizont wie eine mächtige Mauer. Nahe bei uns floß der Motaguafuß rasch dahin: Vögel, Krokodile und indianische Mädchen badeten darin.

Spät am Nachmittag kamen wir nach Gualan und erreichten die Wohnung des Alcalden gerade als dieser einen Befehl zu unserer Verhaftung ausfertigte. Unsere Pässe indes beruhigten ihn, und wir versetzten ihn noch dazu in gute Laune, indem wir ihm versprachen, am andern Morgen Maulthiere zu unserer Reise von ihm zu miethen. Gualan ist eine kleine Stadt an den Ufern des Motagua, welcher bei Omoa in den Golf von Honduras fällt. Zwischen beiden Orten wird vermittelst großer Boote ein kleiner Handel getrieben; einige Läden waren mit amerikanischen und englischen Waaren wohl versehen. Unser italienischer Freund hatte uns hinsichtlich eines Quartiers an eine alte Dame gewiesen, welche in einem sehr großen, aber schmutzigen Hause wohnte. Zunächst an diesem war ein viel besseres Haus, an dessen Fenster ein junges Mädchen erschien. Das Haus gehörte dem Italiener, und das Mädchen war vermuthlich seine — Hauskälterin. Unserer Wirthin war alt und mürrisch, und an ihrem Halse hing ein ungeheurer Kropf. Aber trotz ihres mürrischen Wesens wies sie uns nicht weiter, denn dadurch wäre die spanische Gastfreundschaft gröblich verletzt worden; aber sie gab uns als Schlafzimmer nur einen großen, größtentheils mit Waaren angefüllten Schuppen, und was das Essen betrifft, so waren wir zwar schon seit einiger Zeit an schmale Kost gewohnt, aber die übrige schützte uns nur eben vor dem Hungertod. Wir mußten einen Tag lang unter ihrem Dache blei-

ben, und ihre Rechnung stand nur mit ihrer Unliebendbarkeit im Verhältnis. Wir zahlten gern, froh nur ihre Junge nicht mehr hören zu müssen.

Von Gualan aus erreichten wir in zwei Tagen einen Rancho am Fuße des Mico-Berges, bis wohin wir unsere Maulthiere gemietht hatten. Das Land, welches wir durchzogen, war ebenso reich, zeigte aber andere Sätze als das nach der Südsee hin. Es war eine üppige Wildniß, wir trafen nur wenige Einwohner auf der ganzen Straße, das Land war zerrissen und bergig, bedeckt mit grünen Rasen und prachtvollen Bäumen. Es war so frei von Unterholz, daß die Landschaft auf vielen Strichen mehr einem gepflanzten Park als einer Naturwildniß glich. Der Mico-Berg, die große Straße von dem Golf ins Innere des Landes lag vor uns. Alle Anstrengungen, die wir bisher überstanden hatten, waren nichts im Vergleich mit dem Zug „über den Berg.“ Die Entfernung nach Isabel beträgt nur einige Meilen, aber diese wenigen Meilen erfordern einen ganzen Tag unablässiger Anstrengung. Man hält Maulthiere ausdrücklich für diese Wegstraße, und einen mühseligern Pfad für Menschen und Thiere kann man nicht wohl finden. Felsen und Schlamm, tiefe Pfützen und Steilabstürze und ein schlüpfriger, weicher Boden, den die Waldbäume dermaßen überschatteten, daß sie die Sonnenstrahlen völlig abhalten, wirkten alle zusammen, um die möglichst schlechte Straße zu erzeugen. Mehrmals versanken die Maulthiere in dem Schlamm, eben so oft stolperten sie über Steine hin oder rollten einen schlüpfrigen Paß hinab. Ihre Bewegung auf dem besten Theil des Weges glich der eines kleinen Fahrzeugs auf wellenbewegter See an einem ruhigen Tage, wo es jeden Augenblick nach einer andern Seite hin schaukelt. Wir hatten keine Zeit, sonderliches Mitleid mit ihnen zu haben, denn wir hatten genug zu thun, daß wir nicht den Kopf an mächtige überhängende Zweige anrauten, oder die Glieder an vorspringenden Felsen zerstiessen. In einigen Löchern lag Wasser, in andern ein blauer Roth mehrere Fuß tief. Baumwurzeln gleich einem verwickelten Netzwerk bemhten unsern Pfad. Einzeln hinter einander suchten die Maulthiere langsam fortschreitend sorgsam ihren Weg. Die Straße ist unbeschreiblich, und ich brauche bloß zu sagen, daß wir nach dem „Uebersteigen des Berges“ eine halbe Stunde in dem Bett eines Flusses forttritten; aber wir waren mit rothem, klebrigem Schmutz so vom Kopf bis zu den Füßen überdeckt, daß Wasser ihn nicht abwaschen konnte, und wir zogen in Isabel gerade auf dieselbe Weise ein, wie alle Reisenden, die denselben Weg gegangen waren. Die Einwohner waren daran gewöhnt, sonst hätte man uns für lebende Rothmassen genommen. Wir hatten Briefe an einen reichen Spanier gehabt, aber verloren; dennoch ritten wir an seine Thüre, und suchten ihm die Sache zu erklären, er aber wies uns groß ab, wir seyen verdächtig aussehende Bursche und er wollte nichts mit uns zu thun haben. Ein Blick auf unsern Auszug überzeugte mich, daß er so Unrecht eben nicht habe, und ich vergab ihm, da Mißtrauen, Unruhe und Blutdurst im Lande herrschten. Wir fanden endlich eine Unterkunft bei einem

minder besorglichen Manne. Nachdem wir gebadet, gingen wir unsere Hängematten für die Nacht auf, konnten aber erst gegen Morgen Schlaf finden, da die braune Bevölkerung feste feierte und Feuerwerk, Trommeln, Trompeten und Geschrei fast die ganze Nacht hindurch sich hören ließen. Unser Gepäc kam, einigermaßen gegen unsere Erwartung, da es dem Gerücht zufolge Schätze enthalten sollte, während des Tages an, denn die Maulthiertreiber fanden wir allenthalben höflich und ehrlich.

Jzabel ist eine blühende Stadt, die in neuerer Zeit sehr anwächst, aber in einer ungesundigen Gegend liegt. Sie ist von niedrigem, sumpfigem Land, das mit der üppigsten Vegetation bedeckt ist, eingeschlossen. Regen fällt reichlich und die Sonnenhitze ist überwältigend. Der Ort gilt für Fremde so ziemlich als ein Grab; die Bewohner sind hager und von schmutziger Gesichtsfarbe. Trotz des Klima's und des abscheulichen Mico-Berges ist die Stadt der Haupthafen für die Ostküste Centralamerika's geworden. Sie liegt an dem Golf des Dulce — so genannt wegen seines süßen Wassers — und 50 Meilen von dessen Mündung. Auf diesem Wege werden die Waaren ins Innere gesendet, und Indigo nebst Cochenille kommen dagegen zurück. Schiffe, welche über acht Fuß im Wasser gehen, können nicht über die Barre an der Mündung des Golfs. Ein schöner spanischer Schooner sollte in einigen Wochen nach Havana abgehen, aber wir hatten keine große Lust an einem so abscheulichen Ort so lange liegen zu bleiben.

Glücklicherweise kam nach wenigen Tagen ein englisches Dampfboot an, das bald wieder abgehen sollte. Die Bedröden nahmen uns für die Erlaubniß ihren Boden zu verlassen, je fünf Dollars ab, wir sagten ihnen von ganzem Herzen Lebewohl und schifften uns auf dem Dampfboot ein. Die Landschaft in der Nähe des Golfs ist ausnehmend interessant; wo der Golf sich dem Meere nähert, verengert er sich zu einem Fluß von nur wenigen Rutden Breite. Auf beiden Seiten boten die Ufer eine Felsenmauer von 300 bis 400 Fuß Höhe dar, aber der Fels war so sehr mit Bäumen und Stauden bedeckt bis hart an den Rand des Wassers, daß kaum eine Spur davon zu sehen war. Dieser Theil des Flusses ist acht (engl.) Meilen lang und sehr geschlängelt: manchmal scheinen die Schiffe in einem mächtigen Felsbassin eingeschlossen ohne andern Ausgang als den Himmel oben. Durch diese wilden Schluchten schießt das Dampfboot mit großer Schnelligkeit dahin, so daß nur Sauberkraft es retten zu können scheint, denn während der Bug um irgend eine vorspringende Felsenecke herum schoß, berührte das Hintertheil fast die entgegen-gesehete Bergwand. In einer der Felsenspalten aber lochte eine heiße Quelle durch das obere kalte Wasser hindurch und erzeugte eine fortdauernde Dampfsäule.

Das Dampfboot ging nicht weiter als bis an die Barre. Die Küste war nieder und mit riesenhaften Bäumen bedeckt, unter deren Schatten Regier-Holzthauer ihre Hütten gebaut hatten. Wir bestiegen hier eine Newyorker Brigg, die Mahagony lud, da sie aber erst nach einigen Tagen abfahren konnte, machten wir einen Ausflug nach Balize, auf dem ich jedoch vom Fieber ergriffen wurde — ein Denkjettel, den ich Monate

lang nicht loswerden konnte. Am 24 März kam ich in Newyork an, völlig überzeugt, daß Cap Horn zwar der längste, aber nicht der unangenehmste Weg aus der Südsee nach Hause, daß der Mico-Berg viel schlimmer als ein Windstos vom Cap Pillar, und ein mitternächtlicher Ritt durch Chiquimula das ärgste von allen sey.

Damascenerklingen.

Der Moniteur industriel vom 6 Junius enthält ein Schreiben von einem Hrn. Arnollet, ehemaligem Ingenieur en Chef, worin dieser behauptet, er habe in Aegypten das Geheimniß der Damascenerklingen wieder aufgefunden, dasselbe im Jahre 1810 dem damaligen Minister des Innern angeboten, der ihm aber geantwortet habe, es würden in Frankreich und namentlich im Klingenthal so gute Klingen gefertigt wie die Damascener. Seitdem habe Hr. Arnollet das Geheimniß bewahrt, da es aber bald mit ihm zu Grabe gehen könne, so biete er es irgend einer Regierung oder großen Stahlfabriken zum Verkauf an, und mache sich anheiflich in einem Jahre das Metall zu 10,000 Klingen von den beiden geschätztesten Arten, Daban und Khara Choroffan, zu liefern, ohne für die Klinge mehr als 20 Fr. auszugeben. Das Geheimniß sey nicht der Art, daß es sich durch ein Patent schützen lasse, und es würden sich schnell heimliche Fabriken erheben, um so mehr, als der Absatz nach dem Orient gesichert wäre.

Ausflug nach der Mammothhöhle in Kentucky.

(Fortsetzung.)

Gegen 1 Uhr Mittags sahen wir das sogenannte Cavehouse in der Mitte einer weiten Lichtung des Waldes vor uns. Es ist ein einstöckiges Blockhaus mit zwei Flügeln, das aus einer Reihe von Zimmern besteht, vor denen ein breiter bedeckter Corridor hinführt, wo man sich gewöhnlich im Sommer aufhält. Wir kamen gerade zu Essenszeit; der Tisch war sehr reichlich, besonders mit Wild, Reh- und wildem Puterbraten, besetzt. Als Tischwein fanden wir hier im Innern des Staates einen leichten französischen Wein. Einige Sklavinnen fanden mit Büscheln von Pfauenfedern hinter den Stühlen, um die Fliegen zu verschrecken. Sogleich nach Tisch machten wir uns auf den Weg nach der Höhle, die nur einen Büschenschuß vom Hause entfernt ist. Man geht vom Plateaulande, auf welchem das Wirthshaus liegt, in einem engen Thal, welches zum Greenriver hinabführt, in einem von Bäumen beschatteten Gänge zum Eingange der Höhle, welche ungefähr in der Mitte des Abhange etwas vom Wege abliegt, wo einiges verfallenes Mauerwerk die Stelle bezeichnet, an welcher man früher die in der Höhle gewonnene Salpeterlauge in Pfannen abdampfte.

Die Sonne schien noch in dieser Jahreszeit sehr warm; deshalb wurden wir plötzlich von dem kühlen Luftströme, welcher aus der Höhle hervorbringt, überrascht, als wir auf der Anhöhe vor dem tiefen Eingange derselben ankamen. Auch bemerkten wir zugleich die Erscheinung eines dichten Nebels über einem Wassergraben, den dieser Luftstrom befreicht — eine Erscheinung, die sich bei dem bedeutenden Temperaturunterschiede zwischen den tiefern und höhern Luftschichten sehr einfach erklärt, aber nichtbedenklicher zu den Merkwürdigkeiten des Ortes gezählt wird.

Zwischen der Anhöhe, auf der wir standen, von wo ab die Treppe zum Eingange der Höhle führt und dem Eingange selbst, befindet sich

ein Erdfall etwa 40 bis 50' tief, der mit dem Geröll des Hochgebirgigen Gesteins unten angefüllt ist. Was ich oben über die Bildungswiese der Erdfälle gesagt habe, findet auch seine Anwendung in Bezug auf diese Höhle. Der Greenriver fließt in einiger Entfernung vor dem Eingange derselben vorüber. Das Wasser dieses Flusses ist hier, wie an einigen andern Orten, in der Nähe, wo sich ebenfalls Höhlen befinden, während er sein tiefes und weites Flussbett ausgespült hat, zwischen den festern Schichten festlich eingebrungen und hat im Laufe der Jahrhunderte diese Höhle mit ihren vielen Armen, die zum Theil übereinander liegen und in verschiedenen Richtungen über- und nebeneinander verlaufen, gebildet. Das Wasser hat, wie gesagt, die lockern Schichten hinweggespült, das festere Gestein durchbrungen und aufgelockert, die cubischen Risse desselben erweitert und endlich den Einbruch vieler übereinander liegenden festen Schichten veranlaßt, oder auch die tief und weit sich erstreckenden Zerklüftungen und Spaltungen des Gesteins allmählich erweitert und von denselben aus Nebenhöhlen gebildet. Nahe am Cavehouse wurde eine Eisföhre ausgesprengt. Der Höhlenkalkstein ist hier von Sandstein, gegen 12 bis 15' mächtig, und dieser wieder von einer Schicht von Mergel von ungefähr 7 Fuß überlagert; der obere Sandstein ist locker und gelb geädert, dann folgt weißer feinkörniger Sandstein, der sich in Schichten strengen läßt und an einigen Orten zu Mähsteinen verarbeitet wird, von 10 bis 12' mächtig; der darunterliegende ist lockerer und weiß und gelb geädert. Die obersten Schichten des Kalksteins sind die mächtigsten und festesten und enthalten nur wenige Verfeinerungen; in den tieferen Schichten, welche mit festern abwechseln, sind diese noch seltener.

Die Höhle ist schon den Indianern bekannt gewesen. Kentucky war ein Jagdgrund verschiedener Stämme; sie suchten dort ihre Beiden an; und die Höhle hat ihnen wahrscheinlich zuweilen als Zufluchtort gedient. Man hat in der weichen Salpetererde in einem der vordern Nebenarme die Abbrücke der Moccassins deutlich erkennen können und zwei Körper von Indianern zu natürlichen Mumien verzeichnet, in dem vordern Theil der sogenannten „Gothic Avenue“ gefunden. Zwei andere waren beim Aufgraben der Salpetererde zum Vorschein gekommen, von den Arbeitern aber wieder bedeckt worden, und konnten später nicht wieder aufgefunden werden. Erst längere Zeit nach der Ansiedlung von Weißen in Kentucky wurde von einem der Ansiedler die Höhle wieder aufgefunden. Während des letzten Kriegs des Vereinigten Staaten mit England hat man aus der sogenannten Salpetererde (salpetersaurem Kalk mit Thonerde gemischt), welche mehrere Fuß hoch sowohl in der Haupthöhle als in Nebenhöhlen angetroffen wird, Salpeter durch Auslaugen mit Asche dargestellt. Man gibt an, daß man aus 100 Pfund Salpetererde 50 Pfund Salpeter gewonnen habe.

Unter der Leitung eines Führers, mit Dellampen, Del, einigen Wachlichtern und Fackelbüchsen versehen, gingen wir in die Höhle. Der Eingang derselben ist eng und niedrig. Der Luftstrom, welcher aus der Höhle hervorbringt, ist hier so stark, daß die Lampen leicht davon ausgelöscht werden. Sobald man aber in die geräumige Höhle selbst getreten ist, wird der Luftstrom gering und später unmerklich. Die Höhle, welche vom Eingange meistens in nördlicher Richtung verläuft und mit dem sogenannten Tempel endigt, ist die weiteste und höchste, und wird 40 bis 90 Fuß hoch und 20 bis 50 Fuß weit geschätzt; man nennt sie die Haupthöhle. Ihre Decke wird, wo sie am höchsten ist, von der obersten und festesten Kalkschicht gebildet, an den niedrigeren

Stellen von den darunter liegenden Schichten. Von diesen haben sich kleinere oder größere Partien losgelöst, sind herabgestürzt und bedecken den Boden der Höhle mit Schuttsteinen und Geröll. Der Boden ist um so höher, je mehr der oberen Schichten eingestürzt sind. In denjenigen Theilen der Höhle, wo die Höhe sehr vermindert ist, ist auch der Boden außerst uneben; das Gestein liegt in kurzer Entfernung hintereinander kugelförmig angehäuft.

Als wir durch den verengerten Eingang, welcher jetzt durch eine hölzerne Thüre gedehulich geschlossen wird, in die Haupthöhle getreten waren, konnten wir nur mit Mühe allmählich die Seitenwände und die Decke erkennen, an denen in sehr großer Anzahl und meistens haufenweise Fledermäuse hingen, die hier ihren Winterschlaf halten. Sie hatten sich mit den Lehen der Hinterfüße in Ritzen oder an vorstehenden schiefereckigen Erhöhungen des Gesteins angeklammert, fielen leicht herab, wenn man sie mit einem Stock berührte und blieben dann halb erstarrt auf dem Boden liegen; in der Hand aber wurden sie bald mauer. Auf dem Boden sah man sie zahlreich todt umher liegen. Die Seitenwände und die Decke eines Nebenarmes, in der Nähe des Einganges, die sogenannte Bat-Kloster (Fledermauskammer), in welche wir zunächst gingen, waren ganz mit Fledermäusen bedeckt; ihre eigenthümliches Geschrei hörten wir schon in einiger Entfernung. Man sieht sie vereinigt auch in entlegenern Theilen der Höhle bis auf eine Meile vom Eingange entfernt.

Von hier aus gelangten wir bald an eine Erweiterung der Haupthöhle, wo früher einmal Gottesdienst gehalten war, und der man den Namen Kirche beigelegt hatte. In der Nähe derselben stand ein junger Baumstamm — dessen theilweise abgehauene Aeste als Leitersprossen gedient hatten — gegen die Wand gelehnt, an welchem man zu einem höhern Nebenarme hinauf klettern konnte. Diese Art Leiter war unzweifelhaft von Indianern zurückgelassen; wahrscheinlich hatten sie sich ihrer bedient, um den Verfolgungen ihrer Feinde in einem sichern Schlafwinkel zu entgehen.

Ob wir die Haupthöhle weiter verfolgten, besuchten wir einen Nebenarm, zu dem eine Leiter hinauf führte, die sogenannte gothische Galerie (Gothic Avenue). Dieselbe ist einige Fuß hoch mit Salpetererde bedeckt; an einigen Stellen sahen wir darin noch jetzt die Abbrücke der Moccassins, an andern fanden wir halb verbranntes Schilf und Laubwerk und angebranntes Holz, die Ueberreste indianischer Feuer. Eine seitliche Zerklüftung, etwas vom Boden entfernt, bezeichnete unser Führer als den Ort, wo man vor mehreren Jahren die natürliche Mumie einer Indianerin, mit Schmuckstücken besetzt, in sitzender Stellung, und ganz in der Nähe eine andere Stelle, wo man die eines Indianers, auf den Boden ausgestreckt, gefunden hatte; sie waren nach Cincinnati geschafft und dort in einem Museum aufgestellt worden, aber kurze Zeit, ehe ich dorthin kam, bei einem im Gebäude ausgebrochenen Feuer verbrannt. Dieser Seitenarm schien zum Begräbnisplatz für einige Indianer gedient zu haben, denn auch an einer andern Stelle hatten die Arbeiter, wie erwähnt, beim Aufgraben der Salpetererde einige Körper von Indianern gefunden.

In den Mounds der Umgegend, den Begräbnisstätten der Indianer, deren ich zu verschiedenen Zeiten einige besuchte, waren die Körper meistens an der Wand aufgerichtet, später aber zusammengefallen; und dasselbe war vermutlich auch hier der Fall gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Runde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Junius 1844.

Frankreich und Marocco.

Ein unbedeutender Gränzstreit scheint die Lösung zu einem Kampfe werden zu sollen, dessen Ende nicht abzusehen ist, und dessen Verlauf auf die Verhältnisse von ganz Nordafrika so wie der christlichen Mächte den bedeutendsten Einfluß üben muß. Lange Zeit hat Mulei Abderrahman einen Zusammenstoß mit Frankreich vermieden, und alle Opfer gebracht, die er möglicherweise bringen konnte, aber endlich wird er fortgerissen in einen Kampf, dessen Leitung nicht in seiner Macht steht. Seit einem halben Jahre war Abdel-Kader wie verschollen, und doch machten die Franzosen fortwährendzüge ins Innere des Landes hinein, welche sich nicht wohl allein durch das Bestreben, die Stämme in Unterwürfigkeit zu halten, rechtfertigen ließen. Endlich fängt es an zu tagen und die Gründe des bisherigen Verfahrens treten deutlich hervor: Abdel-Kader erscheint wieder auf dem Kampfplatze und zwar mit maroccanischen Streitkräften, die wohl unter dem Befehle des Sohnes Mulei Abderrahmans stehen, allein wahrscheinlich doch Abdel-Kader mehr gehorchen als dem Neffen ihres Kaisers. Man hat Abdel-Kader oft mit Jugurtha verglichen, und eine gewisse Ähnlichkeit ist allerdings nicht zu läugnen; auch jetzt hat sich Abdel-Kader, wie Jugurtha vor 2000 Jahren, an den Beherrscher des westlichen Landes gewendet und erscheint mit mauretanischen Streitkräften auf dem Schlachtfelde, aber hier endet die Ähnlichkeit. Mulei Abderrahman möchte zwar für seine Person nicht abgeneigt seyn, Abdel-Kader, wie einst Bocchus den armen Jugurtha, an die Fesseln auszuliefern, aber Abdel-Kader kennt zu wohl die Gesinnungen seines neuen Verbündeten, um nicht gegen ähnliche Schlingen auf seiner Hut zu seyn. Den neuen Stand der Angelegenheiten in Nordafrika kann man nicht in seiner ganzen Wichtigkeit auffassen, wenn nicht etwige frühere Verhältnisse, die älter als Abderrahman und Abdel-Kader sind, in Erwägung gezogen werden.

Seit dem Kampfe der Ommajaden und Abbasiden theilt sich die arabische und islamitische Welt in zwei Chalifate, in das östliche, dessen Inhaber nach einem wunderlichen Krei-

lauf der Dinge der Sultan der Türkei geworden ist, und in das westliche, dessen gegenwärtiger Repräsentant der Kaiser von Marocco ist. Das äußere Zeichen dieses Chalifats ist das öffentliche Gebet, das im Orient, und speciell bis zur großen Syrte, allenthalben für den Nachfolger der abbasidischen Chalifen, d. h. für die Sultane der Türkei gelesen wird. Bis ins sechzehnte Jahrhundert wurde im ganzen Neger, d. h. im Lande westlich der großen Syrte das Kirchengebet für den Nachfolger der ommajadischen Chalifen, d. h. für den Kaiser von Marocco gehalten. Die Eroberungen türkischer Abenteurer in Tunis, Tripoli und Algier griffen in das Gebiet der westlichen Chalifen ein, und seit dieser Zeit wurde in den drei unter türkischer Hoheit stehenden Regenschaften das Kirchengebet für den Sultan der Türkei gehalten, wogegen die Maroccaner immer als gegen eine Usurpation ankämpften. Interessant ist in dieser Beziehung die neuere Geschichte der Provinz Oran, wo eine Anzahl aus Marocco gekommener fanatischer Marabuts, nach der Stadt Derka in Marocco gewöhnlich nur Derkawi genannt, längere Zeit einen sehr heftigen und wechselvollen Kampf mit der arabisch-türkischen Militäraristokratie des Landes führten. Es war ein starker Verstoß von Seite der Franzosen, ein Verstoß, der nur aus einer gänzlichen Verkennung des Standes der Sachen hervorgehen konnte, daß sie geraume Zeit hindurch die türkisch-arabische Militäraristokratie als ihren eigentlichen Feind ansahen, diese unterdrückten, und dadurch den Marabuts, zu deren Genossenschaft Abdel-Kader gehört, das Übergewicht im Lande gaben; sie sahen nach manchen Unfällen ihren Irrthum ein, verbanden sich mit der Militäraristokratie und so gelang es ihnen Abdel-Kader aus dem Lande zu treiben.

Aber dieser letztere erkannte von Anfang an, daß nur der religiöse Fanatismus sein Bundesgenosse gegen die Franzosen seyn könne, und er ließ den heiligen Krieg deshalb im ganzen Lande predigen, nicht bloß in der Provinz Oran, sondern bis nach Constantine, worüber er deshalb mit Ahmed Bey in Conflict kam. Sein geistliches Hauptquartier war jedoch, wie von Seite der Marabuts schon lange, in dem östlichen Theile von Marocco, von wo die fanatischen Glaubensprediger seit

vielen Jahren nach der Provinz Oran gezogen waren. Darum ließ auch Abdel-Kader alsbald das Kirchengebet statt für den Sultan, wie sonst in den algerischen Provinzen, für den Kaiser von Marocco halten. Diesen aber schreckte Frankreichs Macht, er wollte im Besitz seiner Herrschaft nicht gestört werden, und darum hemmte er, so viel er konnte, ohne seine fanatischen Unterthanen allzusehr vor den Kopf zu stoßen, die Zuzüge maroccanischer Stämme zu den Fahnen Abdel-Kaders. Das war leicht ausführbar, so lange der letztere in ungebrochener Macht dastand, und somit eine Hülfe nicht so dringend war; nachdem aber in dem dreijährigen Kampfe, von Ende 1839 bis Ende 1842, nach und nach das Gebüde und die Macht Abdel-Kaders zusammengebrochen war, und er sich im Jahre 1843 nur mit Mühe vor den beweglichen Colonnen der Franzosen retten konnte, so änderte sich die Sache. Jetzt wurde Mulei Abderrahmans Benehmen Verrath an der Sache des Islams, und Abdel-Kader, der Märtyrer seines Glaubens, für Mulei Abderrahman viel gefährlicher, als zu der Zeit, wo er noch in der Fülle seiner Macht dastand. Als Chalife des Westens muß letzterer den Islam gegen die Ungläubigen schützen, so verlangt es die fanatische Stimme seines Volkes; er muß also jetzt den heiligen Krieg predigen lassen, er mag wollen oder nicht, aber der Führer in diesem heiligen Kriege ist Abdel-Kader, der ihn seit vier Jahren geführt, und dadurch wird mehr und mehr das Schicksal des Reichs in die Hände dieses Mannes gelegt, der an Fähigkeit und religiösem Ansehen weit über Abderrahman steht. Das frühere Benehmen dieses letztern läßt sich ganz einfach aus der Furcht vor Frankreich und der Eifersucht gegen Abdel-Kader erklären; wenn er also jetzt den heiligen Krieg gegen die Franzosen predigen läßt, wenn er ein Heer ihm zu Hülfe sendet, so ist dieß ein ziemlich deutlicher Beweis, daß er nicht mehr Herr der religiösen Bewegung ist, welche sein Volk ergriffen hat, und daß er den Krieg aus keinem andern Grunde unternimmt, als um nicht durch den erhitzten Fanatismus seiner Unterthanen vom Thron gestoßen zu werden.

Dadurch gewinnt denn auch der Streit Spaniens mit Marocco ein viel wichtigeres Ansehen: allem Anschein nach will Frankreich Spanien mit in den Kampf hineinziehen, damit Marocco seine Kräfte theilen müsse. In Spanien bestehen alte Entwürfe gegen Marocco: schon Godoy ließ einen Plan gegen diese Macht entwerfen, der ohne die Bayonner Ereignisse und die darauf folgenden Zerrüttungen Spaniens wohl der Ausführung nahe gewesen wäre. Jetzt könnte ein Krieg gegen Marocco für die innern Angelegenheiten Spaniens eine Diversion machen und die Aufmerksamkeit von denselben ablenken. Frankreich würde dadurch Spanien immer sicherer in seine Allianz hinein verflechten, und geht vielleicht mit dem Plane um, sämtliche romanische Völker an der nordafrikanischen Eroberung, freilich unter seinem Protectorate, Theil nehmen zu lassen; wir sehen deshalb auch sardinische Schiffe vor dem Hafen von Tanger. Wenigstens wäre dieß das sicherste Mittel, die italienischen Staaten in sein Interesse zu verflechten, so große Antipathien auch jetzt noch bestehen, und so sehr na-

mentlich in Piemont englische Einflüsse thätig sind, um diese kleine, aber beachtenswerthe Seemacht nicht unter französisches Protectorat fallen zu lassen. Gelingt es Frankreich, Spanien und die italienischen Staaten zu einem Bund gegen die Maroccaner und nöthigenfalls auch gegen Tunis — dessen Zerrwürfnisse mit Piemont zwar ausgeglichen sind, aber darum nicht minder ominös waren — zu vereinigen, so hat es die Grundlage zu einem politischen System gelegt, das für die Zukunft Nordafrika's und die dortige französische Macht von der größten Wichtigkeit werden kann. Weigern sich aber die italienischen Staaten dieses Bündnisses, und führt in Spanien die finanzielle Noth abermals einen Umchwung der Dinge herbei, so steht Frankreich in Betreff seiner Bestrebungen in Nordafrika und im Mittelmeer vereinzelt da, und seine Lage wird ausnehmend schwierig. Es muß in Nordafrika den Kreis seiner Bewegungen ausdehnen, weit über die Gränze hinaus, welche es sich bisher gesteckt hatte, und die Occupation wird eine immer schwierigere, immer kostspieligere Sache, die bei einem ausbrechenden Kriege Frankreichs Kräfte übersteigen dürfte. Die Verhältnisse zu Marocco sind deshalb von großem Belang, und nicht ohne Grund ist Marshall Bugeaud von dem augenblicklichen Kriegsschauplatz im Osten gegen die Dschurdschura-Kabylen nach der Provinz Oran abgegangen. Die Befürchtungen wegen einer angeblichen Gefährdung der auf Streifzügen befindlichen Colonnen Lamoriciere's sind es schwerlich, die ihn dazu veranlaßt haben, sondern die viel wichtigere Frage, wie sich die Verhältnisse mit Marocco ausgleichen lassen. Läßt sich keine Ausgleichung herbeiführen, bricht ein Krieg mit Marocco aus, so ist dieser Kampf dem Kaiser abgenöthigt durch den fanatischen Geist seines Volkes; der Krieg der Franzosen gegen die einheimischen Stämme, welcher durch die Befestigung Abdel-Kaders einen augenblicklichen Stillstand erfahren hatte, beginnt abermals, und eine ganz neue Periode bricht für Nordafrika und für die französische Occupation an.

Von diesem Augenblick an haben die alten politischen Gränzen der Regentschaft keinen Werth mehr; lange hat man sich bemüht, diese Gränze östlich gegen Tunis, westlich gegen Marocco aufrecht zu erhalten, und dieß gelang auch insoweit, als Tunis allmählich in eine Art Schutzverhältnis zu Frankreich getreten war, der Kaiser von Marocco aber aus Eifersucht gegen Abdel-Kader den Kampf vermied. Jetzt ist die Schranke durchbrochen, die bisherigen politischen Gränzen, welche sich unter mohammedanischen Beherrschern erhalten ließen, fallen zusammen, und Frankreich steht jetzt den Eingebornen nicht allein seines eigenen Gebiets, sondern denen von ganz Nordafrika entgegen. Seine Berechnungen und Pläne müssen jetzt das ganze Afrika von der großen Syrte bis zum atlantischen Meer im Auge haben; jetzt bildet die gesammte muselmännische Einwohnerchaft, so zerpalten sie auch unter sich ist, eine einzige Masse gegen die Franzosen, und diese müssen andere Mittel gegen ihren Feind in Bewegung setzen, als sie bisher gethan haben. Jetzt werden frühere Fehler erst deutlich ans Licht treten. Wenn die Franzosen erst nach einer Reihe von

Jahren die Nothwendigkeit erkannt haben; die türkisch-arabische Bevölkerung und Militäraristokratie als Mittel zur Beherrschung der rein arabischen Bevölkerung — die maurische ist zu feig, um mehr als zu intriguiren — sich zu bedienen, und sie diesen Fehler mit zahlreichen Opfern an Menschen und Geld büßen mußten, so werden sie jetzt erst allmählich den großen Irrthum einsehen, daß sie sich nicht der Kabylen-Bevölkerung zu bemächtigen verstanden. Diese, den Arabern durch Herkunft, Sprache und Erinnerungen so äußerst feindselige Race, welche mit den Arabern nur die Religion, und diese manchmal nur in beschränktem Sinne gemein hat, hätte methodisch in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit herangezogen werden sollen, um der arabischen Bevölkerung als Gegengewicht zu dienen. Die Arbeit wäre langwierig und schwer gewesen, aber während eines Verlaufs von zehn Jahren hätte sich vieles erreichen lassen. In vielen Gegenden stehen sich Kabylen und Araber feindselig gegenüber, wie allenthalben Hirtenstämme und Ackerbauer, und als diese zwei Classen schreiben sich im wesentlichen die Araber und Kabylen oder Berbern. *) Die bedeutenden Verstärkungen, welche die französische Regierung nach Algier hinüber zu senden sich veranlaßt sah, scheint uns zu zeigen, daß sie sich auf ihre bisherigen großentheils arabischen Hülfscorps nicht verlassen zu können glaubt; mehrere Einzelheiten in den neuesten Kriegsvorfällen scheinen darauf hinzudeuten, daß unter diesen Hülfscorps ein verrätherischer Geist um sich greift, und man sich somit genöthigt sieht derselben einigermaßen entbehren zu können; die militärischen Streitkräfte, welche Marocco ins Feld stellen wird, können so bedeutende französische Truppenverbände allein nicht rechtfertigen. Hätte man rein herberische Hülfscorps errichtet, so hätten sich diese mit weit mehr Sicherheit dem gemeinsamen Feind gegenüber stellen lassen. Jetzt muß das Versäumniß durch einen gewaltigen Kraftaufwand aufgewogen werden.

Die Shawls.

Der Constitutionnel vom 7 Junius enthält in seinem Feuilleton eine übersichtliche Geschichte der europäischen Fabrication dieses gegenwärtig in der Kleidung der europäischen Damen so wichtigen Stücks, die er mit folgenden Worten einleitet: „Als der Kaschmirshawl in Folge unserer Expedition nach Aegypten zum erstenmal in Frankreich erschien, war es eine große, schöne, weiße Schärpe von feinem, croisirtem, leichtem, seidenartigem Gewebe, mit einer kleinen künstlich angefügten Bordüre und einer kleinen in jede Ecke eingewirkten Palme, die oben gebogen war und sich hierlich abrundete; eine Palme, einfach in Form und Farben, wie sie jetzt unter dem lächerlichen Namen

*) Es ist auffallend, daß sich Araber und Berbern nur in den Städten, aber nicht auf dem Lande gemischt haben. Eine Ausnahme, die einzige bis jetzt ziemlich constatirte, bilden die Schowialah, in der Provinz Constantine. Diese scheint ein Berberstamm, der arabische Sitten und zum Theil auch arabische Sprache angenommen hat; der Name bedeutet (nach Duatremère) Hirten, so daß man sie vorzugsweise zum Unterschied von ihren wehr Ackerbau treibenden Brüdern „Hirten“ genannt hatte.

Limande *) wieder in die Mode kommt. Der Kaschmir machte Aufsehen, nicht wegen seiner Zierrathen, denn er war beinahe gleichförmig gefärbt, sondern wegen der unvergleichlichen Schönheit dieses feinen, anschmiegenen und warmen Stoffes. Bald wurde der Kaschmirshawl das prächtigste Geschenk, das ein Mann geben konnte, und einige wurden bis zu 30,000 Fr. bezahlt. Man trug sie anfangs, wie die Frauen des Orients, viereckig, aber eine berühmte Schauspielerin, welche den lächerlichen Einfall hatte, ihren Shawl dreieckig zusammenzuschlagen, so daß zwei Spitzen vorn und eine hinten hinabhing, bestimmte das Geschick des Shawls für immer in Europa; er wurde zum Doppelmantel mit drei Spitzen. Sobald man sicher war, daß der indische Shawl länger dauern würde als ein gewöhnlicher Mode, richteten sich die Speculanten danach ein, und die Fabricanten unternahmen furchtsame Versuche mit feiner Wolle. Es ist äußerst interessant den Fortschritten derselben von den ersten groben Versuchen bis zu den jetzigen prächtigen Shawls, die gewiß an Vollkommenheit alles übertreffen, was Indien jemals hervorgebracht hat, Schritt für Schritt zu folgen. Die Periode der Nachahmung ist jetzt zu Ende, aber der Sieg, den die französische Industrie allein ohne Hülfsmacht in Europa davon trug, dieser Sieg ist noch nicht vollständig.“

Ausflug nach der Mammothhöhle in Kentucky.

(Fortsetzung.)

Etwas weiterhin wurde die Decke scheinbar von Tropfsteinsäulen getragen. Von der Decke hingen Tropfsteinbildungen herab, in Linien, welche den Rissen des Gesteins entsprachen; auch die Säulen fanden sich immer da, wo stärkere Risse in der Decke verliefen. Einem Kreise von Säulen hatte man den Namen der gothischen Capelle beigelegt; in geringer Entfernung war eine Schwefelquelle, deren Wasser schwach nach Schwefelwasserstoffgas roch und schmeckte, und nicht weit davon eine andere klare geruchlose Quelle.

Der Boden, so wie auch die Decke sind meistens horizontal; am äußersten Punkte dieses Armes steigt man über angeschwemmte Salpetererde in eine tiefere Höhle, die unterhalb der obern zurückführt. Einige Nebenarme laufen von dort aus in verschiedenen Richtungen. In denselben finden sich ebenfalls Tropfsteinsäulen. Die Höhle ist an einigen Stellen so niedrig, daß wir kriechen mußten, gewöhnlich aber ist sie gegen 10 bis 12 Fuß hoch.

Die Bildungsweise eines Nebenarmes weicht von der der beschriebenen ab; diese Nebenhöhle ist eng und gegen 30 Fuß hoch, verläuft in einer Schlangenlinie und endet plötzlich, wo das fließende Wasser eine Art von Wasserfall bildet; blättriger Gyps findet sich in dessen Nähe zwischen den hervorstehenden Schichten und zwischen den am Boden liegenden Kieseln, welche davon zum Theil eingeschlossen sind. An Ort und Stelle überzeugt man sich leicht, daß durch eine Zerklüftung des Gesteins im Hitzack, durch Wasser erweitert, die Form dieser Höhle bedingt sey. Die Winkel des Risses sind wegen der Brechung, welche das Wasser hier erfahren hat, hie und da zu freien, geräumigen Röhren erweitert, welche abgerundeten Ecken gegenüber liegen und Dome genannt werden. Einen der größten dieser Dome hat man Washingtons-, einen andern Napoleons-Dome genannt. Ähnliche Bil-

*) Name eines Fisches, zu deutsch Störch.

nungen sieht man — auch in ihren ersten Anfängen als verticale Risse in Zickzackform — an verschiedenen Stellen der Höhle, wo alle Ranten durch fließendes und herabströpfelndes Wasser abgerundet und in den Ecken mehr oder weniger ausgebuchtet sind.

Die eben beschriebene Höhle mit ihrem Dome wird durch eine feste Kalkschicht bedeckt; zwischen dieser und der darunter liegenden ist seitlich ein leerer Raum, von wo aus das Wasser herabströpfelt. Dergleichen verticale Zerklüftungen, welche zuweilen mehrere horizontal zwischen den Schichten verlaufende Höhlen (Schichtenhöhlen) in Verbindung setzen, werde ich in meiner Schilderung noch mehrfach zu erwähnen haben.

Ich sammelte hier einige Petrefakten und suchte längere Zeit, aber vergebens, nach Insecten. *) Nur eine Art Heuschrecken, dort Crickets genannt, waren überall sehr zahlreich vorhanden. Unter einigen Steinen fand ich indeffen nach beharrlichem Suchen zwei neue Arten weißer und sehr kleiner angelenker Spinnen, so wie eine Triura (zu den Crustaceen gehörig), und zuletzt war ich noch so glücklich, zwei mir ganz unbekante Arten von Lauffäfern unter aufgehobenem Gestein zu entdecken. **)

Nachdem ich meine Nachforschungen durch diesen zoologischen Fund belohnt sah, kehrte ich auf denselben Wege, den ich gekommen, zur Haupthöhle zurück, wo ich meinen Reisegefährten im Gespräch mit einem jungen Manne fand, der sich hier schon längere Zeit, ungefähr eine halbe Meile vom Eingange entfernt, „seiner Gesundheit wegen“ angehebelt hatte, da er von seinem Arzte für schwindsüchtig erklärt und hieher geschickt war. Er lud uns ein, mit ihm in seine Bretterhütte zu treten, welche 20 Fuß lang und 16 Fuß breit war. Die Höhlung, in der Höhle zu genesen, war ihm geschwunden; aber dennoch wollte er noch einige Zeit in seiner Hütte zubringen, wie er sagte, „to make a fair trial;“ obgleich sein Zustand sich fortwährend verschlechtert hatte. Mein Thermometer zeigte 54° F. Mr. S. hatte ein Thermometer im Zimmer hängen, welches einen halben Grad mehr zeigte. Ich fragte ihn, indem ich der vorgebliehen constanten Temperatur der Höhle gedachte, ob er einige Notizen über den Thermometerstand gemacht habe? Er erwiderte: „daß, wenn er es gethan, es dem Besitzer der Höhle gewiß nicht angenehm gewesen seyn würde.“ Sein Thermometer sey, seitdem er seine Hütte bezogen, von 58° F. bis auf 54° gesunken, während der Zeit aber abwechselnd gefallen und gestiegen, und zudem habe er bei seiner Empfindlichkeit gegen den Wechsel des Wetters oft einen Temperaturwechsel empfunden, ohne daß er eine Verschiedenheit im Thermometerstande bemerkte. Er klagte über Schmerzen in der rechten Brust, besonders unter dem Schlüsselbein, und warf häufig aus. Als wir unsere Wanderung fortsetzten, begleitete er uns zu einigen andern Bretterhütten, welche in geringer Entfernung von der seinigen aufgeführt waren, und ebenfalls von Brustkranken zur Zeit bewohnt wurden. Es waren fünf junge Männer dort, alle in den zwanziger Jahren, aus verschiedenen Theilen der Union und an ver-

schiedenen Brustkübeln leidend. Sie waren in der Aethern-Öffnung, von der „Schwindsucht“ hergestellt zu werden, dort angekommen; es war aber keiner unter ihnen, der Besserung gefühlt hätte; im Gegentheil, alle klagten darüber, daß sich ihr Uebel bedeutend verschlimmert habe.

Die Temperatur in diesen Theilen der Höhle war, um diese Jahreszeit war so gering, daß alle Patienten in ihren Zimmern Feuer im Ofen unterhielten, was sie besonders der Feuchtigheit wegen für nöthig hielten; der Rauch der fünf Oefen füllte natürlich die Höhle und fiel ihnen sehr lästig.

Wir hörten in einiger Entfernung hämmern und sägen, und sahen halb darauf die Lichter mehrerer Sklaven, welche beschäftigt waren, zwei Steinhütten aufzumauern und mit Dielen zu belegen. Diese Hütten wurden für zwei Herren aufgeführt, die sich schon seit einiger Zeit im Cavehouse (dem oben erwähnten Wirthshause) aufgehalten hatten. Ich fragte die Schwarzen: „ob sie sich bei ihrer Arbeit gar nicht ermüdet fühlten; es schien wenigstens nicht so.“ Aber einer meinte: „er sey außerhalb weniger müde, als innerhalb der dunkeln Höhle;“ ein anderer sagte: „er fühle sich hier ein Drittel weniger müde, als bei seiner gewöhnlichen Arbeit auf dem Felde.“ Sicherlich ermüden hier im Sommer die Sklaven nicht so leicht bei 60 bis 64° F., als bei 90 bis 110° F. und darüber in der Mittagzeit bei ihren Feldarbeiten, so daß wenigstens in diesem Fall der Credit der wunderthätigen Höhle gerechtfertigt erscheint.

Unser Führer ließ es sich — wie es überall die Weise solcher Leute ist — sehr angelegen seyn, während wir unsern Weg fortsetzten, uns auf die Merkwürdigkeiten der Höhle, welche von allen Reisenden, wie er sagte, besonders bewundert würden, aufmerksam zu machen. Sieu rechnete er vorzugeweise die Sternkammer: „da sehen sie die Sterne, da den Mond und da die Sonne.“

Es gehört allerdings einige Phantasie dazu, um die weißen Stellen an der vom Rauch geschwärzten Decke, wo sich die äußere gefärbte Schicht der Stalaktitenmasse losgelöst hatte, für Sonne, Mond und Sterne anzusehen. Man hatte die schwarze Färbung des blätterigen Gypses auf verschiedene Weise zu erklären gesucht, aber nicht auf die welche am nächsten liegt. Ich sammelte mehrere Stücke der Masse, welche von der Decke herabgefallen war; alle waren äußerlich gefärbt, im Innern weiß. In dem entferntern Theil der Höhle verliert sich die Färbung des Ueberzugs der Wände ganz.

Die Höhle wurde nun allmählich in demselben Grade niedriger, als weniger der höhern Schichten eingestürzt waren. Wir kamen am Dampfboot, einem großen Felsblock, vorüber zur Cascade. Hier war vom obern Gestein eine bedeutende Masse herabgestürzt und hatte einige tiefere Schichten durchbrochen, so daß trotz der herabgestürzten Felsstücke, welche wild durcheinander lagen, eine Vertiefung im Boden von etwa 20 Fuß gebildet war. Rings um dieselbe lag das Gestein gegen 12 Fuß aufgehäuft. Ueber der Vertiefung in der Decke war eine hohe Bildung, in deren Mitte sich eine ziemlich weite Oeffnung befand, in welcher man mehrere hervorstretende Schichten übereinander deutlich erkennen konnte; im Mittelpunkt sah man nur unbrüchlich einige Felsstücke, welche im höchsten Theil dieser Oeffnung eingeteilt zu seyn schienen, woraus Wasser in die darunter liegende Vertiefung herabrieselte. Ich stieg in die Vertiefung hinab, in der sich nur wenig Wasser angesammelt hatte; es verlief sich rasch in die Tiefe.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine nähere Beschreibung der hier gefundenen Thiere ist in Müller's Archiv für Anatomie und Physiologie v. d. J. enthalten. N. d. Eins.

**) Der Anophthalmus hat mit dem Anophth. Schmidtii, beschrieben in Sturm's Insecten, Heft XV, 1844, eine so große Ähnlichkeit, daß man leicht beide Käfer, von denen der eine im Jahre 1842 in der Luegger Höhle in Krain, der andere von mir in demselben Jahre in der Mammothhöhle in Kentucky gefunden wurde, für eine Species halten könnte; es finden sich jedoch Verschiedenheiten unter beiden, nach denen sie als verschiedene Species betrachtet werden müssen. N. d. Eins.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Runde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Junius 1844.

Forschungen über die-russischen Städte. *)

E i n l e i t u n g.

In dem mannichfachen, vielgestaltigen Leben der Staaten verdienen die eigentlichen Mittelpunkte der Bevölkerung, die Städte, eine besondere Auszeichnung. Hier beginnt erst im eigentlichen Sinne das gesellschaftliche und politische Leben der Völker, hier wächst und reift es. So lange eine Nation keine Städte hat, kann sie zwar eine mehr oder minder große Ausdehnung Landes ihr Eigenthum nennen, sie kann ihren Nachbarn mehr oder minder fürchtbar seyn, sie kann einen gastreichen Eilan, eine mächtige Horde bilden, aber die eigentlichen Anfänge, die hauptsächlichsten Grundbedingungen der gesellschaftlichen Entwicklung und noch mehr der staatlichen Ordnung sind noch nicht vorhanden. Die Stadt entsteht aus dem Bedürfnis sich gegen äußere Angriffe sicher zu stellen und zu verteidigen, denn dieß ist der erste Ausdruck, das erste Pfand der nationalen Selbstständigkeit. Erst mit der ungestörten Ruhe des häuslichen Heerdes und den damit verbundenen Vortheilen eines freundlichen Zusammenlebens gewinnt man Muße, Mittel und Geschmack, sich in allen Zweigen zu entwickeln und fortzuschreiten; darum werden auch die Städte die ersten Pflanzschulen gesellschaftlicher Bildung. Daher kommt es dann, daß die Stadt sich über das umliegende Land erhebt, sich dasselbe, mit oder wider Willen, unterwirft, und sich zum Mittelpunkt der Regierungsgewalt macht; so werden in der Stadt die ersten Keime der Staatsordnung gelegt. Darum beginnt die Geschichte der Völker fast immer nur aus und in den Städten, und wenn auch der erste Begriff der Städte, der des Schutzes gegen äußere Angriffe, allmählich verschwindet, so bleiben sie doch hinsichtlich der zwei andern Grundbegriffe, der Civilisation und Regierungsgewalt, immer die edelsten Glieder des Staatskörpers. In ihnen concentrirt und entwickelt sich die gesellige Bildung, und sie dienen als die wichtigsten Mittelglieder für eine geordnete Eintheilung der Staatsverwaltung. Daher

erklärt sich die besondere Fürsorge der Regierungen, welche sich in Erhaltung und Ertheilung besonderer Rechte und Privilegien ausdrückt.

Eine klare Entwicklung der Vergangenheit dient immer als der sicherste Schlüssel zum Verständnis der Bedürfnisse der Gegenwart und der nöthigen Maaßregeln für die Zukunft. Für die Geschichte der russischen Städte ist noch wenig geschehen, ja man hat bis jetzt noch nicht einmal versucht, alle ihre mannichfaltigen Namen, wie sie in den historischen Ueberlieferungen austauschen, chronologisch zu ordnen und ihnen die entsprechende Localität anzuweisen. Das ist denn freilich auch theils aus Mangel, theils wegen Nichtbearbeitung der Quellen eine schwere Arbeit; eine Arbeit, die große Anstrengung erfordert und doch keinen ganz genügenden Erfolg verspricht. Das ist aber das Loos jedes Anfangs, und angefangen muß einmal werden. Einige Leute, welche sich mit der Erforschung des weiten russischen Reichs in seiner Vergangenheit und Gegenwart beschäftigen, haben sich vereinigt und eine Reihe von Untersuchungen angestellt, welche eine möglichst vollständige Uebersicht aller nicht bloß jetzt bestehenden, sondern auch früher vorhandenen Städte und Mittelpunkte bürgerlicher Ordnung zum Zweck hat. Diese Forschungen werden wir nach Maaßgabe, als sie reif werden, unsern Lesern vorlegen.

1. Einfluß der asiatischen Civilisation.

Gegenwärtig zählt man auf dem weiten Gebiet des eigentlichen russischen Reichs, abgesehen von Finnland und Polen, 693 Orte, welche in größerem oder geringerm Grade ein Anrecht auf den Namen einer Stadt haben. Der größte Theil derselben ist eigenthümlich und rein russisch; es befinden sich aber auch solche darunter, deren Ursprung gar nicht russisch ist, welche in früherer Zeit von verschiedenen fremden Völkern erbaut wurden, und dann im Laufe der Jahrhunderte auf die eine oder die andere Weise in den Verband des russischen Reichs getreten sind. Von diesen sind einige schon ganz russificirt, andere bewahren noch mehr oder weniger den Stempel ihrer Abkunft. Man kann nicht mit Genauigkeit angeben, wann das russische Volk anfang selbst Städte zu bauen. Im

*) Journal des russischen Ministeriums des Innern. April 1844.

Anfang der russischen Geschichte, d. h. in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, finden sich bereits Städte, welche in ihrem Namen den unwidersprechlichen Beweis russischer Abkunft tragen; ihre Anzahl ist aber noch sehr schwach. Freilich war das Land, welches damals den Namen Rußland trug, noch bei weitem nicht so umfangreich wie jetzt, und dennoch war das Land zwischen dem schwarzen und weißen, dem baltischen und kaspischen Meer, den Karpathen und dem Ural keineswegs leer. Allerdings hatten die meisten Völker, denen sich die Russen auf diesem Raume gegenüber befanden, weder die Gewohnheit noch die Neigung sich in Städte einzuschließen; die einen verguben sich in die Tiefe der Wälder und begnügten sich, geschützt durch den Schatten derselben, mit schwachen Turken. Andere zogen auf den weiten Steppen als Wanderschaaren hin und her, frei wie der Steppenwind und unstät wie die Steppengänse. Zu den ersten gehörten die Völker der großen, vielgestaltigen tschudischen Familie, welche hauptsächlich den Norden bewohnten; die andern bestanden aus verschiedenen Horden des nicht minder weit verbreiteten tatarischen Stammes, welche den russischen Süden durchzogen. Reste von beiden haben sich bis jetzt in den Grenzen Rußlands erhalten in ihrem ursprünglichen Zustande, trotz dem daß sich seit tausend Jahren rings um sie her die Civilisation entwickelte. Bis jetzt noch kennt der Lappe und Samojede keine andere Wohnung als leicht zusammengebundene, mit Moos oder Birkenrinde bedeckte Pfähle, während Hans und Hof des Nogaiers noch immer in seiner Filzhibite eingeschlossen sind. Was kann man also von ihren leiblichen Brüdern vor tausend Jahren erwarten! Dennoch stoßen wir in den von ihnen bewohnten Ländern auf Städte, von denen einige in ihren Mauern die von ihnen bezwungenen Russen aufnahmen, andere kürzer oder länger als Verbündete oder als Nebenbuhler Zeugen ihrer Entwicklung und Befestigung blieben. Woher kamen diese Anfänge der Civilisation bei Völkern, welche bis jetzt noch sich nicht an Anfassigkeit gewöhnen können?

Es ist kein Zweifel, daß, wie die erste Bevölkerung des jetzt von Rußland eingenommenen östlichen Europa's, so auch der erste Städtebau aus Asien kam, das die allgemeine Wiege der Völker und der Civilisation war. Das westliche Europa, wohin die Anfänge der Civilisation gleichfalls aus Asien kamen, das aber bald eine eigenthümliche Entwicklung und einen besondern Charakter erhielt, drang zwar später mit seinem Einfluß tiefer durch, stieß aber nicht bloß vor dem Anfang der russischen Geschichte, sondern noch lange nachher auf große Hindernisse und konnte sich nicht festsetzen; der größte Theil des jetzt russischen Landes wollte hartnäckig Asien angehören, so tief hatte der vielhundertjährige Einfluß nicht bloß asiatischer Wildheit, sondern auch asiatischer Civilisation eingewirkt. Diese Civilisation ergoß sich dahin von zwei Seiten, aus zwei Hauptquellen der Civilisation für Asien selbst, und diese sind durch eine wunderbare Fügung des Geschicks jetzt selbst in den Kreis des russischen Reichs eingeschlossen.

Bekanntlich herrscht auch in Asien, mehr noch als in Europa, seit uralter Zeit ein scharfer, radicaler Unterschied

zwischen Ost und West. Das westliche Asien war das Land des Lichts, nicht bloß für sich selbst, sondern auch für die ganze Welt, die man jetzt die civilisirte nennt. In unserer Zeit ist das russische Reich vorgeedrungen ins westliche Asien bis zu der geheimnißvollen Höhe des Ararat, auf den das Licht der göttlichen Offenbarung so wie die dunkeln Erinnerungen der Völker einstimmig als auf die Wiege der allgemeinen Geschichte hinweisen. Unter dem Schatten des Ararat entstand noch in der Dunkelheit der Zeiten das Reich Haiks mit der Hauptstadt Armawir, von der noch jetzt Spuren übrig sind am Araxes bei dem Dorfe Surmely. Ein zweites Denkmal jener uralten Zeiten liegt gleichfalls in den Grenzen Rußlands, an einem Zustusse des Araxes, dem Karintschai, nämlich die Ueberreste der alten armenischen Stadt Karni, und mehrere andere Städte, wie Tigranoocerta u. s. w. reichen gleichfalls bis in hohes Alter hinauf. Es waren dieß die ersten Anfänge einer Staatsordnung und eines bürgerlichen Lebens bei einem der ältesten Völker des westlichen Asiens. Wenn auch nicht eine und dieselbe Nationalität, so reichte doch eine und dieselbe Bildung noch in der Nacht der vorchristlichen Zeit vom Ararat bis zum Kaukasus, und überstieg die Landenge zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere. Diese Civilisation ist so alt, daß sie die Mutter derjenigen wurde, welche nachher in Iran erblühte. Nach neuern Forschungen kann man wohl nicht mehr zweifeln, daß das geheimnißvolle Land Aeriand, aus dem die Zendreligion und Zendcivilisation nach Iran drang, nichts anders war als das jetzige Karabag und Schirwan, die noch jetzt bei den Eingebornen Aran, Ran und Nam heißen.

Eine zweite Periode der Bildung trat für Armenien nach dem Tode Alexanders des Großen ein. Damals erstand Artaschab, das klassische Artarata, dessen Trümmer noch jetzt an der Vereinigung des Medsamor mit dem Araxes liegen, Uthajiche, Achalkalaki und Achkur, die noch jetzt am Oberlauf des Kur sich befinden und die beständige Handelsstadt Sarapana, deren Trümmer unter dem Namen Schoropan am Awirika, einem der Hauptflüsse des Rion-Bassins, liegen.

Am Ende des dritten Jahrhunderts nach Christus erfolgte im Innern des westlichen Asiens jene große Umwälzung, welche der neuen persischen Monarchie unter den Saffaniden ihre Entstehung gab. Jene Umwälzung hatte zum Zweck, die alte Monarchie des Cyrus in ihrem ursprünglichen Geiste und Umfang wieder herzustellen, und in Folge dessen kam ganz Transkaukasien mit Ausnahme des Ostufers des schwarzen Meeres, welches unter dem griechischen Kaiserreich blieb, unter die Herrschaft der Pabischahs von Iran. Jetzt brach für das Land zwischen Ararat und Kaukasus eine neue Zeit an, welche trotz aller Unruhen und Zerwürfnisse, die aus dem Kampf der verschiedenen Nationalitäten und noch mehr aus dem Kampf des Christenthums und der Zend-Religion entsprangen, doch sich durch glänzende Fortschritte der Civilisation auszeichnete. Im iranischen Reiche war eine Hierarchie von Königen und Nebenkönigen, von denen jeder seine Residenz zu verschönern, zu vergrößern und zu befestigen suchte,

was dem Städteleben nicht geringen Vortheil that. In jener Zeit entstanden Tiflis, Ranzach (Gaudscha, jetzt Elisabethpol) im Delta des Kur Bailokan und Verda oder Verda, die Residenz der aguanischen oder albanischen Fürsten; jetzt liegen beide in Trümmern. Annaschirwan namentlich verfolgte unermüdet das Werk der Civilisirung des westlichen Ufers des caspischen Meeres, wo noch jetzt die barbarischen Eingebornen den Verbindungsweg zwischen Asien und Europa sperren. Ihm schreibt man den Bau oder wahrscheinlicher den Wiederaufbau der noch jetzt bestehenden Uferstädte Baku, Schabran und Derbend zu, so wie er gewiß auch an der kaukasischen Mauer seinen Antheil hat. Der Mittelpunkt der dadurch befestigten Civilisation war Schamacha (wahrscheinlich das alte Kamechia), das von seinem neuern Begründer den Namen Schirwan erhielt und diesen auf den Landstrich übertrug. Seit jener Zeit entstand hier eine besondere Dynastie von Herrschern aus dem Blute der Sassaniden, die noch bis ins zehnte Jahrhundert sich erhielt, ja deren letzte Reste erst im Anfang des 14ten Jahrhunderts durch Timur untergingen.

Das „Thor der Thore“ bei Derbend und die kaukasische Mauer schützten die Civilisation Trans gegen die nördlichen Barbaren, hinderten aber nicht die Ausbreitung derselben weiter gegen Norden. Nördlich von Derbend, wahrscheinlich da, wo jetzt Tarli steht, entstand ein neuer Sitz von Dynastien aus sassanidischem Blut, in der Stadt Serir.*) Dieß war im Lande der Alanen oder Ossen (der Jassen in den russischen Annalen). Doch noch weiter reichte der Städtebau der Sassaniden, wenn man auch die Erbauer und die Lage nicht mehr so genau angeben kann: so im Lande der Kosaren, in den Steppen, die sich am nördlichen Fuß des Kaukasus zwischen dem Don und der Wolga ausdehnen. So blühten noch im 10ten Jahrhundert Semender oder Samandar, Alabidcha, Saadib, Firuz Kobad, und an der Mündung der Wolga das bekannte Balangiar oder Atel, die Hauptstadt der Kosaren, ohne Zweifel der Nachbar und Vorkürser des jetzigen Astrachan. So drang aus der fernen Tiefe Trans die uralte Civilisation Westwärts im Laufe der Jahrhunderte durch eine lange Reihe mehr oder minder bedeutender Städte durch ganz Transkaukasien hindurch bis in das breite Thal der jetzigen südrussischen Steppen, und traf hier mit dem ersten Beginn der Geschichte des russischen Volks und Reichs zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Eigenthumsrecht des Staates an gewisse Urkunden.

Vor einem Jahre kündigte man in London Manuscripte zum Verkauf an, welche sich als Rechnungen des Finanzamtes auswiesen.

*) Serir bedeutet im Persischen „Goldthron.“ Der erste Regent soll diesen Beinamen wegen seiner Thaten von den persischen Schahs erhalten haben. Zwischen Derbend und Serir, im Lande der Alanen bestand noch im zehnten Jahrhundert die Handelsstadt Asmid, die von Juden bevölkert und regiert war. Vielleicht rührt die Stadt Madshar, deren Trümmer man noch an der Kuma sieht, ebenfalls aus diesen Zeiten her.

Die Regierung schritt gegen den Verkauf ein und die Papiere kamen in die Sammlung der öffentlichen Urkunden. Jetzt liegt ein ähnlicher Rechtsfall einem französischen Tribunal zur Entscheidung vor. Man hat eine Privatsammlung von Autographen angelündigt, darunter ein Brief von Diana von Poitiers an die Herzogin St. Pol über die Heurath von Monsieur Dangou (d'Enghein) und einen von Molière unterzeichneten Empfangsschein über 144 Livres an den Generalschamwesser der Momus Plaisirs für ihn selbst und elf andere Schauspieler seiner Truppe für die Aufführung des Avare und des Tartuffe, — wonach also 6 Livres auf den Mann für den Abend kamen, und zwar als Bezahlung des Königs! Dieß letztere Document wird als National-eigenthum zurückgefordert, und man stellt den Satz auf, daß kein Zufall oder sonstige Uebertretung diesen Charakter gesellen kann. Das Autograph ist mit Beschlag belegt und erwartet die Entscheidung des Tribunals. (Athenum vom 1 Julius.)

Ausflug nach der Mammothhöhle in Kentucky.

(Fortsetzung.)

Ich hatte bengalisches Feuer mitgenommen, um die schönsten, großartigsten und interessantesten Partien erleuchten und genau übersehen zu können. Einen Theil davon zündete ich an und versuchte bei solcher Beleuchtung eine Zeichnung dieses Theils der Höhle zu entwerfen; es wollte mir aber wegen des wechselnden Lichts nicht gelingen. Indessen erreichte ich, indem ich eine Quantität von gewöhnlichen Lampendochten in Del tauchte und anzündete, meinen Zweck, ein gleichmäßiges Licht zu erzielen, vollkommen. Ueberall, wo ich später einzelne Theile der Höhle erleuchten wollte, zündete ich mehr oder weniger von dem in Del getauchten Dochte an, dem sich leicht eine solche Gestalt geben ließ, daß er auf längere Zeit gleichmäßig fortbrannte. Neben der Cascade hin führt der Weg zu dem sogenannten Tempel, dem Endpunkt der Haupthöhle. Der Boden erhob sich hier und da, wo er mit herabgefallenen Schichten bedeckt war; auf demselben konnte ich an einigen Stellen bis nahe unter die horizontale Decke gelangen und fand dieselbe mit nabelförmigen Kryskallen von reinem Glaubersalz (schwefelsaurem Natron) reichlich besetzt; dieselben hingen von der Decke herab und waren vielfach gewunden. Die Kryskalle, welche ich mit Papier von der Decke gelöst und in einer Schachtel gesammelt hatte, zerfielen später halb an der trockenen Luft außerhalb der Höhle. — Nicht weit davon kamen wir in den Tempel, eine kreisförmige Erweiterung der Höhle, deren Höhe hier vom niedrigsten Punkt bis zur Decke auf 90 Fuß geschätzt wird; der Stelle gegenüber, wo wir eintraten, lag das Gestein gegen 40 Fuß hoch gegen die Wand hin angehäuft. Unsern Führer schickten wir mit bengalischem Feuer voraus, um es oben anzuzünden, und der Anblick dieser geräumigen von der blauen Flamme hell erleuchteten Höhle war in der That großartig. Unser Schwarzer Kletterer auf einem mächtigen Felsblock und hielt mit großem Pathos eine Rede „von Gott als dem größten Baumeister über und unter der Erde,“ nicht sehr verschieden von einer ähnlichen Rede, die ich früher in der Bielschöhle am Gan gehört hatte.

Die Decke des Tempels wird wahrscheinlich von der obersten mächtigsten Kalkschicht, welche unmittelbar unter dem Sandstein liegt, gebildet; alle tiefer liegenden Schichten waren herabgestürzt. Die Bildung entsteht dadurch, daß die Schichten gegen die Mitte zu immer weiter

hervorragend, indem die untern als Stütze der obern dienen. Nach zwei Seiten hin war die Fortsetzung der Höhle durch Gestein verschüttet, und verschüttete Gänge sieht man auch an verschiedenen andern Stellen der Höhle. Man hat noch keinen Versuch gemacht, hier weiter vorzubringen.

Auf demselben Wege, den wir gekommen, kehrten wir zurück; die Entfernung des Tempels vom Eingange gibt man zu drei englischen Meilen an; der Rückweg schien uns außerordentlich kurz, weil wir uns, an die Dunkelheit gewöhnt, selten aufhielten, und jetzt richtiger über die Entfernung urtheilen konnten. Als wir vor den Bretterthürten gegen 11 Uhr Nachts vorüberkamen, war alles still, und nur hin und wieder hörten wir den einen oder andern der unglücklichen Bewohner derselben husten. In dem engen Ausgange der Höhle wurden zwei unserer Kämmerlich brennenden Lampen vom Luftzuge angeblöset, und die Fledermäuse flogen in großer Zahl an uns vorüber. Als wir hinaustraten, war der Mond eben aufgegangen; die Sterne glänzten klar, und es kam uns vor, als ob wir nie eine so mondheile Nacht gesehen hätten. Im Hause fanden wir den Wirth noch auf, der uns freundlich aufforderte etwas zu Abend zu essen. Während wir noch bei Tisch saßen, kam ein anderer Reisender, der ebenfalls die Höhle besucht hatte, ins Zimmer, warf sich ganz erschöpft auf den ersten Stuhl und sagte: „so müde, als jetzt, bin ich in meinem Leben nie gewesen.“ Wir versicherten ihn, daß auch wir nichts von wunderbar belebenden Einwirkungen des Nitric-Gas gespürt hätten; er meinte, daß er in sechs Stunden genug von der Höhle gesehen, und wunderte sich deshalb sehr, als wir die Absicht aussprachen, auf vier Tage den entferntern Theil derselben jenseits des Flusses zu besuchen.

Am folgenden Morgen brachen wir wirklich in dieser Absicht frühzeitig auf und nahmen zwei Sklaven mit uns. Einer derselben trug einen großen Korb mit den nöthigsten Lebensmitteln und Wein und eine große blecherne Dellanne, welche ungefähr drei Quart Del faßte; der andere zwei Büffelfelle und zwei wollene Decken, in ein Bündel zusammengepackt. Außer den Lampen versahen wir uns noch mit Wachlichtern, statteten einen kurzen Besuch bei den jetzigen Bewohnern der Höhle ab und schlugen dann den Weg zu ihren unterirdischen Ställen — d. h. weit angezeichneten Ansammlungen von Wasser in dem tiefstegelegenen Theil — ein. Dorthin fährt ein niedriger Nebenarm, der hinter dem sogenannten Dampfschiffe zur Linken abläuft. Nachdem wir ungefähr eine Viertelstunde lang gegangen waren, kamen wir zu dem hohlen Abgrunde (bottomless pit), über den eine hölzerne Brücke fährt; ich schätzte die Tiefe desselben auf ungefähr 40 Fuß. Unten hat sich Wasser angesammelt. Auf dem über die Tiefe hinandragenden Felsen, auf welchem der mittlere Theil der Brücke ruhte, ließen wir bengalisches Feuer anzünden. Die Felsen traten nach und nach in ihren großartigen, überraschenden Formen aus dem Dunkel hervor: einige gleichen kolossalen Säulen, von denen eine auf dem unten liegenden Gestein ruhte; zwei andere schienen, unten abgebrochen, in der Luft zu schweben. Eine der letztern war vertical gefurcht, gleich einer kannelirten Säule; die Höhe der erstern betrug gegen 30, die der letztern gegen 20 Fuß. Ueber dem Abgrunde erhob sich die Höhle und wurde in einer bedeutenden Höhe durch zusammengeklärtes Gestein, welches sämmtlich auf den Säulen und auf andern hervorstehenden Schichten zu ruhen schien, begründet. Man glaubt, daß sich über diesem Punkt ein Erdfall befinde. Das von oben herabrieselnde Wasser hat

die säulenförmige Gestalt des Gesteins heringt. Uebrigens ist das fließende Wasser auch hier, wie überall bei der Bildung der Höhle, thätig gewesen, wie die angezeichneten Seitenwände zeigen. An den Säulen erkennt man deutlich die Reihensolge der festeren und lockeren Schichten. Der untere Theil derselben (die lockeren Schichten) ist herabgeklürzt.

Andere interessante Punkte dieses Theils der Höhle sind der Dom (Corins dome) und der Side Saddle Pit. Der Dom ist ein Theil einer sehr geräumigen Höhle, dessen geognostische Verhältnisse denen ähnlich sind, welche ich bei Beschreibung der Cascade und des bottomless pit angegeben habe, hier aber mehr ins Auge fallend und großartiger; die Höhe läßt sich nicht genau schätzen, weil der höchste Raum der sich immer mehr und mehr verengenden Öffnung in Dunkelheit verliert. Auch über diesem Punkt befindet sich wahrscheinlich ein Erdfall, von dem aus das Wasser in die Tiefe gebrungen ist und den Einsturz der Schichten verursacht hat. Bis zu einer bedeutenden Höhe steht man eine Schicht die andere überragen und den Raum auf diese Weise kegelförmig verengern. Die Seitenwände sind tief durch das herabfließende Wasser vertical gefurcht und angebuchet. Der Side Saddle Pit ist, wie der Bottomless Pit, theils durch fließendes, theils durch herabrieselndes Wasser gebildet. Dieser Abgrund von bedeutender Tiefe liegt nahe am Wege; in seiner Mitte erhebt sich eine kolossale runde Säule, gegen 24' im Durchmesser. Den obern Theil derselben kann man der vorstehenden Decke wegen nicht sehen.

Die Höhle verzweigt sich in der Nähe in sehr viele Arme. Man steigt bald auf, bald abwärts. In einem der Höhlengänge wandten wir uns rechts und gelangten durch den Winding Way, einen durch Wasser erweiterten Riß, in eine sehr geräumige Höhle, die an Höhe und Weite der Haupthöhle wenig nachsteht. Der Riß im untern, festern Gestein ist im Durchschnitt nur zwei Fuß weit, die Decke so niedrig, daß die Sklaven nur mit Mühe den Korb und das Bündel von Büffelfellen und Decken hindurch bringen konnten. Wir besuchten in der Nähe die Schinkenlammer (Bacon-Chamber). Die Decke derselben war bergefallt vom Wasser ausgespült, daß die hervorstehenden Theile aufgehängenen Schinken wirklich nicht ganz unähnlich sahen. In einer andern Nebenhöhle fand ich auf der Thonerde, welche einige hervorstehende Felsblöcke bedeckte, einige Fliegen, zur Gattung *Antomyia* gehörig. Ehe wir den Fluß erreichten, stiegen wir einige Leitern hinauf. Mein Reisegefährte war voraus gegangen und, ohne es zu bemerken, ins Wasser getreten, wozu dessen vollkommene Klarheit die Besucher in dieser Jahreszeit gewöhnlich verführen soll. Nur wenige Schritte waren wir gegangen, als ich einen kleinen, ungefähr 1 $\frac{1}{2}$ Zoll langen Krebs *) in dem seichten Wasser erblickte, den ich ohne Mühe fing. Er war weiß und seine Schale so durchsichtig, daß man die Bewegung der Kiemen und die innern Theile durchschauen sah. Man hat in diesem Wasser weiße und schwarze Fische gefangen, jedoch nur selten, weil sie schwer zu fangen sind, und überhaupt nur in geringer Anzahl vorkommen.

(Fortsetzung folgt.)

*) *Astacus pallidus*, unserem *A. fluviatilis* verwandt, dessen Größe er jedoch nicht erreicht. Die Scheren des ersten Fußpaars sind schwach und hart, das vorderste Glied wenig gebogen, schwach gekrümmt. Die Augen liegen unter dem Kopfschild verdeckt.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Runde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Junius 1844.

Die Parteien in Norwegen.

(Aus Theodor Mügge's: Skizzen aus dem Norden.)

In Christiania sind Lebenssitten und Gewohnheiten, weit mehr als anderswo in Norwegen, dem Salontou der übrigen Länder Europa's ähnlich. Man bestrebt sich zum Theil diesen nachzuahmen und in sogenannter guter Gesellschaft die abgeschliffene Bildung zu zeigen, welche unter allen Völkern dieselbe ist. So kommt es denn wohl, daß man dieser Hauptstadt, wie allen Hauptstädten, Eitelkeit, Verfeinerungssucht, aristokratisches Streben, Ueberhebung ihrer Wichtigkeit u. s. w. nachsagt. Daß, wenn irgendwo eine Aristokratie in Norwegen sich bilden kann, hier diese und das Königthum die meisten Anhänger und Freunde haben müssen, ist vollkommen richtig; denn Christiania ist der einzige Ort im Lande, wo Handel und Handelsgeist nicht das Uebergewicht haben, wo ein politisches Leben vorhanden, politische Richtungen sich geltend machen und Parteien gegen einander auftreten. Die Ursachen davon können wir kurz angeben. In Norwegen steht die freie Verfassung im Charakter der Nation; aber diese Verfassung, welche ganz auf Grundbesitz basiert ist, gibt dem Bauernstande das Heft der Staatsleitung in die Hand. So lange die Bauern nun ohne die nöthige Bildung waren, um im Reichstage allein zu sitzen, wurden die Beamten (Embedsmänner) und die Pastoren in großer Zahl als Stortingmitglieder erwählt; denn sie waren durchaus nöthig, um mit ihren Kenntnissen die Arbeiten der Versammlung zu unterstützen, die Comités zu bilden u. s. w. Nach und nach aber hat sich das geändert. Die Zeiten, in welchen der Einfluß der Beamten so überwiegend war, daß sie die Majorität bildeten, sind vorüber; es läßt sich voraussehen, daß der Bauernstand immer mehr auf den Reichstage dominiren wird, denn er bildet sich dazu heran, lernt seine großen Rechte kennen und wird diese selbst ausüben trachten.

Nun hat sich, in Christiania vornehmlich, eine Partei gebildet, welche dieser Ausdehnung des nationalen oder des Bauernregiments entgegen zu wirken sucht. Männer von Geist und Talent erscheint es unerträglich, daß die Besitzer

der Schöke alle Macht ausüben sollen, und offenbar liegt darin auch ein großer Fehler der norwegischen Constitution, welche gar keine Rücksicht auf die geistige Intelligenz nimmt. Den Capacitäten ist der Weg in den Storting dadurch versperrt, und jemehr Norwegen durch seine Verfassung gezwungen wird, eine von dem übrigen Europa ganz verschiedene Culturgeschichte zu liefern, um so mehr sehnt sich die bedrängte Partei nach einer Annäherung zu den allgemeinen europäischen Bildungs- und Entwicklungsverhältnissen. Man nennt diese Partei in Norwegen die Aristokraten, im Gegensatz zu der nationalen Partei oder den Patrioten. Aristokraten, in unserem Sinne des Wortes, sind es aber keineswegs; es sind vielmehr meist constitutionelle Monarchisten, welche an der Landesverfassung nur die Art der Vertretung und vielleicht das bedingte Veto wegstreichen möchten.

Daß Stellenjäger darunter seyn mögen, Menschen ohne Verdienst, die durch Protection und Nepotismus erreichten was sie besitzen, ja selbst solche, die gern dem Absolutismus huldigen möchten, im Vertrauen daß dieser ihre Anhänglichkeit mit Titeln, Bändchen und einträglichen Aemtern belohnen, das alles mag wahr oder bloß im leidenschaftlichen Streite erfunden seyn; aber es hat in einem Lande wenig Gewicht, wo die Presse die freieste in der Welt ist, eine mächtige öffentliche Stimme über alle Rechtsverletzungen wacht und die Verfassung so fest im Volke selbst wurzelt, wie hier. Haben diese sogenannten Aristokraten wirklich die Absicht gegen das Bestehende anzulämpfen, oder wollen sie nur, wie sie selbst sagen, gegen Rohheit und Unwissenheit auftreten und ihr Vaterland zu der verführten Abhängigkeit anderer Nationen emporheben, so haben sie jedenfalls weder eine große Majorität zu streiten, die ihnen nichts schenkt, um ihre Grundsätze zu verdammen. Denn bei dem lebhaftesten Freiheits- und Gleichheitsgefühl der meisten Normänner kann schwerlich etwas größeren Widerwillen erregen, als die Beschuldigung des Besserdünkens und eines Absonderungssystems, durch welches Vorrechte und Castenunterschiede erneuert werden könnten. Die Norweger wollen eben Norweger seyn; sie wollen ihren eigenen Bildungsgang gehen, nichts mit der verhassten Verfeine-

rung des übrigen Europa's zu schaffen haben, und ihre Nationalität in aller Reinheit, Einfachheit und selbst bäuerlicher Naubheit aufrecht erhalten. Zu welchen Extremen dieser patriotische Troß führen kann, läßt sich leicht begreifen; ganz natürlich aber muß derselbe viel Widerwärtiges für Männer haben, die in demselben nur die Bestätigung ihrer Ansichten finden, daß nämlich diese Art nordischer Sansculottismus tief verderblich sey für allen Aufschwung der Nation in Kunst, Wissenschaft, Achtung vor dem Talent und in innern Entwicklungen jeder Art, und daß es weit besser, unter einer starken Regierung zu leben, unter einem Monarchen, der mit weiser Hand fördert und behütet, als unter einer wüsten Bauern-demokratie, die in Schmutz und Völlerei das Wesen eines wahren Norwegers erblickt.

Hält man nun alles zusammen in diesem Parteistreite, so kann man sagen, die sogenannten Aristokraten sind die feiuern, gewandtern und geschmeidigeren Naturen. Das Wesen ihres Volkes ist ihnen zu plump, zu roh und bäuerlich. Sie wollen Norwegen mit den Staatsformen und Sitten der mächtigsten Nationen verschmelzen und daraus für sich die möglichen Vortheile ziehen. Sie wollen Theil haben am Staate, und hierin sind sie im vollen Rechte: sie fordern Anerkennung und Belohnung der Wissenschaft und des Talentes, sie lieben den Monarchismus aus Ueberzeugung, und klagen die Patrioten der Rohheit und der Absicht an, alle wahre Aufklärung zu verhindern und das Land zu isoliren.

Die Patrioten dagegen werfen Spott und Verachtung auf ihre Gegner, und betrachten sie als einen Haufen Ehrgeiziger und Eigennütziger, der, selbstfüchtigen Plänen dienend, die Fahne des Vaterlandes verlassen hat, mit ausländischen Sitten kokettirt, sich eine bessere Rasse dünkt und bedauernd darüber seufzt, daß nicht die gute alte Zeit noch da sey, wo ein absoluter Monarch besondere Ergebenheit belohnte. Man kann denken, wie viel die Leidenschaft auf beiden Seiten thut; aber im allgemeinen muß man sagen, dieser Kampf ist für Norwegen durchaus gut. Es ist eine innere Anregung, welche ganz nöthig und nützlich ist, und da beide Theile gute Köpfe, scharfe Federn und öffentliche Organe für sich haben, so ist es interessant und wäre noch belehrender für das Land, wenn diese allgemeine Angelegenheit nicht mit so vielen persönlichen Ausfällen und groben Invectiven von beiden Seiten durchzogen würde.

Forschungen über die russischen Städte.

1. Einfluß der asiatischen Civilisation.

(Fortsetzung.)

Die Monarchie der Sassaniden in Iran fiel schon in den Anfang des 7ten Jahrhunderts, aber die arabischen Chalifen traten in die Fußstapfen der persischen Padschahs. Der neue Charakter, den der Islam der asiatischen Civilisation aufdrückte, breitete sich bei der Macht der ersten Chalifen rasch über den Kaukasus hinüber nach dem Norden Europa's aus. Sobald hier russisches Leben sich näherte, stieß es bei den

Bulgaren auf den „Glauben der Hochmischen“, auf unvollständige Bildung und Civilisation. Die russischen Chroniken erwähnen der Bulgaren als mächtiger Nachbarn des sächlichen Rußlands und unterscheiden bei ihnen viele verschiedene Stämme, die untern oder Chwalis-Bulgaren stießen ans kaspische Meer, das in den russischen Chroniken deshalb das Chwalinische heißt. Welcher Abkunft sie auch seyn mögen, tschudischer oder tatarischer, gewiß ist, daß bei ihnen schon vor Abnahme des Jslam (922) eine gewisse Bildung und Civilisation bestand. Dies ersieht man aus der Beschreibung ihres Zustandes vom einem Augenzeugen, Ibn Fozlan, dem Gesandten des Chalifen Mottaber, der sie zur Zeit ihrer Bekehrung zum Jslam (923) besuchte, so wie aus den Erzählungen unserer Chroniken über das Zusammentreffen mit ihnen unter Anführung Dobryna's, eines Wolowoden Wladimirs des Großen (988). Hiezu kommt noch, daß nach den Uebersetzungen der Armenier die Bulgaren schon im zweiten Jahrhundert mit den erstern in Verbindung standen, und daß der Hauptvermittler ihres Reichthums so wie ihrer Civilisation die Wolga war, deren Mündung im Gebiet der Kosaren sich befand, die ihre ganze Civilisation aus den transkaukasischen Ländern empfangen hatten, daß sie endlich bis zu ihrer Vernichtung durch die Mongolen in engem Handelsverkehr mit Schirwan und Schamacha standen, so daß die jenseits des Kaukasus herrschende Civilisation einen starken, aber nicht ausschließlichen Einfluß auf die Bulgaren ausgeübt hatte. Wie dem indess seyn mochte, sie besaßen vor dem Einbruch der Mongolen eine Menge Städte, und verbreiteten zuerst im Westen wenn nicht die Nationalität, doch die Civilisation Ostasiens. Die arabischen Reisenden sahen bei ihnen im zehnten Jahrhundert die Hauptstadt Bulgar, ohne Zweifel dieselbe, die in den russischen Chroniken unter dem Namen der „großen Stadt“ erscheint, und deren Trümmer noch jetzt am Ufer der Wolga im Gouvernement Kasan nicht weit von Tetsusch bei einem noch jetzt Wolgary genannten Dorfe liegen. *) Außerdem erwähnen die Araber im zehnten Jahrhundert die Städte Siwar und Jsbil, und im 13ten Jahrhundert waren den Persern die befestigten Orte Basow, Marcha und Arnas bekannt. In den russischen Chroniken stößt man außer der „großen Stadt“ noch auf die Namen Brächimow, was jetzt ganz verschwunden ist; Wilär am Tscheremschan, aus welchem das jetzige Wilärsk entstanden ist; Dschläi oder Dschel, wovon Spuren an der Einmündung der Kirella in die Wolga bemerklich sind; Schukotin, das im 15ten Jahrhundert einen eigenen Fürken hatte, und endlich die ganz unbekante Tschtschin, Sobetul und Tschelmat. Vermuthlich waren auch die Städte Sarapal und Jelabuga an der Kama, welche die kleine Wolga hieß, bulgarischen Ursprungs. Endlich gehörten zu derselben Civilisation, wenn auch nicht zu derselben Nationalität die Städte der Burtasen, welche zwischen den Kosaren und Bulgaren an der Wolga

*) Nach einigen unächtlichen Sagen in den russischen Chroniken zu schließen, scheinen auch die Länder jenseits des kaspischen Meeres am Uferlande nicht ohne Theil an der Civilisation der Bulgaren gewesen zu seyn.

wohnten, und von denen die Araber des 14ten Jahrhunderts die Städte Burtas, an der Wolga, irgendwo in der Umgegend des jetzigen Saratow, und Sawar, vielleicht das jetzige Samara, kannten. Alles dieß wurde in der Folgezeit durch den mongolisch-tatarischen Einbruch verschlungen, welcher hier an der Wolga den Mittelpunkt seiner lange dauernden Herrschaft aufschlug, und von da selbst nach Transkaukasien und bis ins alte Iran drang. Der Mongoleneinfall unterbrach auch die Verbindung Rußlands mit diesen Ländern. Orientalische Schriftsteller erzählen von einem Einfall der Russen ins transkaukasische Land im Anfang des zehnten Jahrhunderts, und zwar bis Berda und Baku, ja bis Aderbeidschan. Uebrigens nannten sie das Land zwischen Wolga und Don russisches Land, und sie kannten hier die russischen Städte Arta und Ganaba. Wie wohl den Russen der Kaukasus damals bekannt war, und wie sehr sie in Verbindung mit den jenseitigen Ländern standen, zeigte der Umstand, daß die bekannte georgische Königin Tamar die Gattin eines russischen Fürsten war, und daß die Einnahme einer Stadt Debäloff, in der Nähe von Derbend, durch die Russen in der ersten Mongolenzeit (1277) gemeldet wird.

Aus der obigen Schilderung der Ereignisse, deren Schauplatz das südöstliche Rußland war, ersieht man, daß in Asien der Osten im Gegensatz gegen den Westen vollkommen die Benennung „Land der Finsterniß“ rechtfertigt. Während tausend Jahren gingen aus der Tiefe der gränzenlosen Steppen, die sich zwischen den riesenhaften Gebirgszügen des Altai und Himalaya ausdehnen, fortwährend Verheerung und Verderben hervor, wodurch in Einem Augenblick die Früchte jahrhundertelanger Anstrengungen verloren gingen. Vom ersten Dämmern der Geschichte an drachen nach und nach Skythen, Hunnen, Uiguren, Romanen, Türken und endlich Mongolen herein, und vor ihnen sanken die Völker, es fielen die Reiche und die Städte verschwanden spurlos von dem Angesicht der Erde. Nur an einigen Orten schlugen diese Völker der Zerstörung müde ihre Zelte dauernd auf über den Trümmern der verheerten Städte; es erhoben sich mehrere alte und auch einige neue Städte von wirklich ostasiatischem Typus, und einige von diesen finden sich noch jetzt.

Im Anfange der russischen Geschichte bargen sich auf dem von Alters her den ostasiatischen Einbrüchen eröffneten südöstlichen Lande außer den Kosaren und Bulgaren, die zum Theil dem bildenden Einfluß des westlichen Asiens sich unterworfen hatten, noch einige Feinde der Civilisation im eigentlichen Sinne, die wilden Horden der Petschenegen und Polowzen von türkisch-tatarischem Stamm. Sie zogen in dem breiten Steppenthal zwischen dem Jais und der Donau umher, wo sie vermuthlich den Fall des Kosarenreichs vorbereiteten, welchen dann die ersten russischen Fürsten vollendeten. Bei den Petschenegen, deren Geschichte schon eng auf den Raum zwischen Donau und Don sich beschränkt, erwähnen die russischen Annalen gar keiner Städte, und die gleichzeitigen Byzantiner kannten nur Trümmer. Diese verschwanden später so sehr, daß keine Spur, nicht bloß der Civilisation, son-

dern auch der Ansässigkeit zurückblieb. *) Dagegen sahen die Polowzen vorzugsweise in den Steppen zwischen Don und Wolga, wo sie sich auch viel länger, nämlich bis zum Mongoleneinbruch erhielten; trotz ihrer Wildheit zählt die alte russische Geschichte Städte bei ihnen auf; so im Anfang des zwölften Jahrhunderts an den Ufern oder in der Nähe des Dons Balin, Tscheslujew, Sugrow und Dsenew (sonst Scharukan oder Korokan). Wahrscheinlich waren dieß jedoch Früchte der unter den Kosaren ausgeblühten Civilisation; nach den Angaben der Chroniken gehörten sie zwar damals den Polowzen, die Bevölkerung bestand aber größtentheils aus Jassen oder Alanen. Die Polowzen selbst verstanden nur zu wandern bis zu ihrem Untergang. Alle diese Städtenamen verschwanden und zwar zugleich mit den Polowzen, aber die Städte verschwanden wahrscheinlich nicht. Dieß scheint daraus hervorzugehen, daß die in den Chroniken angeführten Namen nicht die eigentlichen Städtenamen, sondern Fürstnamen waren, welche sie von den regierenden Polowzer-Fürsten erhielten, wie auch der grammatische Bau derselben zeigt.

(Schluß folgt.)

Anstieg nach der Mammothhöhle in Kentucky.

(Fortsetzung.)

Vor nicht langer Zeit hatte man ein leichtes Boot hieher gebracht; in dieses packten wir unsere Sachen, schoben es vom Lande und stiegen dann selbst ein. Ausgerüstet mit einem feinen Drahtnetz, wollte ich versuchen, ob ich nicht einen der seltenen Fische fangen könnte, von denen Hr. Davidson in seinen Reisevotizen sagt, „daß sie, obgleich sie nach Angabe des Wirths, der selbst einige der blauen Fische gesehen, keine Augen hätten, bei der Schärfe ihrer übrigen Sinne durch die geringste Bewegung des Wassers benurrahigt würden und blitzschnell verschwänden.“ Meine Begierde, die Bekanntschaft dieser seltenen Fische zu machen, war dadurch sehr gesteigert worden, und ich betrachtete es fast als eine Ehrensache, einige zu erbeuten. So nahm ich denn meinen Platz im vordern Theil des Bootes und setzte drei Lampen auf ein kleines Brett vor mir nieder; eine derselben hatte ich an einem Stöckchen befestigt, um damit das Wasser in einem größern Umkreise beleuchten zu können. Den Sklaven wurde anbefohlen, das Wasser so wenig als möglich beim Rudern in Bewegung zu setzen. So fuhren wir geräuschlos über das stille, klare Wasser hin; an den meisten Stellen konnte man den feinsten, mit Felsplättchen bedeckten Boden deutlich sehen; auch war es nur an wenigen Stellen über 6 Fuß tief. Die gewöhnliche Höhe der Höhle, die ihrer Bildung nach der der übrigen ähnlich ist, beträgt gegen 40, die Breite 30 bis 60 Fuß; der Fluß ist ungefähr eine Meile lang.

*) Kaiser Constantin Porphyrogeneta kannte im Anfang des 10ten Jahrhunderts bei den Petschenegen die Trümmer der Städte Aspron (wahrscheinlich jetzt Afferman), Lungatai, Krasnatai und Malinkatai. In den Endsyblen dieser vier letztern sehen einige Gelehrte das türkisch-perfische Wort *keba*, welches „Dorf“ bedeutet; wenn dem so ist, so wurde das Wort wahrscheinlich den frühern Namen der von den Petschenegen zerstörten Städte angehängt.

Nach einiger Zeit sah ich einen Krebs, welcher sich nahe der Oberfläche hielt; ich tauchte vorsichtig das Netz ins Wasser, aber in demselben Augenblick schnellte sich der Krebs rückwärts; ich folgte ihm mit dem Netz und hob ihn, während er einen zweiten Schuß nach rückwärts machte, aus dem Wasser empor. Ebenso fing ich noch einige andere, ehe wir das Bett verließen, aber kein Fisch war zu sehen. Die Höhle machte einige Biegungen, und an einer derselben tritt die Decke so nahe über das Wasser herab, daß wir uns ins Boot niederlegen mußten; einer der Sklaven hatte sich auf den Rücken gelegt, um das Boot mit den Händen fortzuschieben, die er gegen die Decke stemmte. Diese niedrige Stelle ist gegen 40 Fuß lang. Im Winter und Frühjahr steigt das Wasser bedeutend, 20 bis 40 Fuß, aber auch schon ganz merklich nach einem heftigen Regen. Bei einem nur um einen Fuß höhern Wasserstande wäre es unmöglich gewesen, diese Stelle zu passieren; der jenseitige Theil der Höhle wird hier also leicht von dem vorberu völlig abgeschnitten. Da es möglich war daß, während wir uns auf der andern Seite des Wassers aufhielten, ein Regen eintreten und das Wasser steigen konnte, so trugen wir den Schwarzen auf, uns in diesem Fall sogleich abzuholen.

Auf dem Red-River, einer zweiten Wasseransammlung, fanden wir ein anderes Boot, auf dem wir unsern Weg auf dieselbe Weise wieder fortsetzten. Einen blinden Fisch, den ich hier zwischen einigen Steinen bemerkte, versuchte ich zu fangen; es gelang mir aber nicht, denn sobald ich in seine Nähe kam, schob er rasch davon. Bei einem zweiten, welchen ich mehr in der Nähe der Oberfläche des Wassers sah, gelang es mir, das Netz unter denselben zu führen und ihn, als er fortschwamm, auf ähnliche Weise, wie die Krebse, zu fangen. Der rote Fluß ist nur eine Viertelmeile lang und ist vom Etyr und von dem Jordan, der darauf folgenden Wasseransammlung, durch angehäuftes Gestein getrennt. Dieser Jordan ist der weiteste seiner unterirdischen Wasserbehälter. Es führen mehrere Höhlen, fast bis zur Decke mit Wasser gefüllt, die man nur bei niedrigem Wasserstande eine kurze Strecke verfolgen kann, seitwärts links und rechts ab. Aus der Decke treten hier und da Versteinerungen (Anthophyllum) hervor, deren ich mehrere mit Hammer und Meißel ablöste; dieselben hatten der Einwirkung des Wassers widerstanden, während das Gestein, was sie früher eingeschlossen, aufgelöst war.

Als wir ans Land getreten waren, stimmten die Neger ein Lied an und pausierten von Zeit zu Zeit; jede Strophe ihres wohlklingenden, schwermüthigen Gesanges wurde voll und lange nachhallend vom Echo zurückgegeben. Nachdem das Lied verklungen war, trat die tiefste Stille ein, die nur selten durch einen fallenden Wassertropfen unterbrochen wurde.

Eine kleine ovale Oeffnung bildete den Ausgang dieser Höhle in eine andere, sehr geräumige. Von hier wurde der Weg sehr uneben und beschwerlich. Zur Seite des Wassers ist der Boden mit Thonerde, an einigen Stellen mehrere Fuß hoch, bedeckt und wellenförmig auf der Oberfläche erhärtet; an andern Stellen dagegen durch das überall herabtröpfelnde Wasser feucht und schlüpferig, so daß man mit Vorsicht zutreten muß, um nicht von dem sattelartigen Damme in die nahe liegenden tiefen Gruben (pits) hinabzugleiten.

Wir kamen durch Clevelands und Sillimans Avenue. Die letztere Galerie ist dem Professor Silliman zu Ehren so benannt, der sich große Verdienste um die Naturwissenschaften erworben hat. Beide Galerien

sind verschiedene Theile einer vom Wasser erweiterten verticalen Zerklüftung, die sich gegen 3 Meilen weit erstreckt, und in welche seitwärts viele Schichtenhöhlen, von einigen Zoll bis zu 20 bis 30 Fuß Höhe, münden. Die in der Höhle hervorstehenden Schichten sind häufig zinnenartig durch das Wasser geformt; der Boden und die Decke sind von festen, die Seitenwände von lockern Schichten gebildet.

In einigen Ausbuchtungen hat sich die Thonerde mehrere Fuß hoch angesammelt; in einer derselben fand ich noch einige Exemplare des Anophthalmus. Heuschrecken gab es auch hier, jedoch weniger zahlreich, als in der Nähe des Eingangs der Höhle.

Wir waren jetzt gegen sieben Meilen davon entfernt, und standen an einem Punkte, wo ich sieben Höhlen übereinander zählte. Eine enge Zerklüftung, nur einige Fuß breit, aber gegen 70 Fuß hoch, setzte mehrere horizontale Schichtenhöhlen in Verbindung. Auf der Thonerde, welche hier besonders hoch angehäuft lag, konnte ich bis zu den Schichten hinaufsteigen, von welchen sie herabgeschwemmt war. In der Nähe dieses Punktes, ungefähr 10 Fuß vom Boden, führte ein Arm zum „heiligen Grab“ den Besuch dieses Armes behielten wir uns vor. In einiger Entfernung davon kamen wir zu den Graues, Troppstein, der hier in Form von Trauben eine Seitenwand bedeckt, über welche fortwährend Wasser herabrieselt, das sich einige Schritte davon in einem Bassin sammelt. Gegen die mit Troppstein bedeckte Wand ist eine hohe Leiter geleht, welche in den entferntern, höhern Theil der Höhle führt. Die Seitenwände nähern sich hier so sehr, daß wir beim Hinaufsteigen an der steilen Leiter mit dem Rücken die andere Wand streiften. Von den Trauben an waren sie nur auf eine kurze Strecke noch mit Troppstein, später fast überall mit saferigem Gyps bedeckt.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Fossile Menschenknochen. Immer noch ist es ein nicht mit Sicherheit gelöstes Problem, ob es fossile Menschenknochen gibt, d. h. solche, deren Daseyn über die jetzige Erdformation hinausreicht. Ein neuer Beitrag zur Lösung dieser Frage ist ein Bericht von Hrn. Felix Robert, daß er nahe bei der kleinen Stadt Alais beim Zerbrechen eines Blocks von Mergelkalk ein Bruchstück von einem menschlichen Hirnschädel nebst Zähnen, darunter Mahl-, Schneide- und Hundszähne, gefunden habe. Der Kalk liegt unter einer bedeutenden Bank von Geröll, das dem Diluvium angehört, so daß über das hohe Alter des Fossils kein Zweifel seyn könne. (Echo du Monde Savant vom 6 Junius.)

Nachricht von dem Grafen Casfelnau ist in Paris eingetroffen. Sie ist aus Sahara, 150 Leguas nördlich von Rio Janeiro, datirt, und einige Früchte seiner Arbeiten, eine Sammlung naturhistorischer Gegenstände, sind schon angelangt. (Fr. Bl.)

Zuschon auf Stein. Hr. Tenot hat ein Problem gelöst, welches das Gebiet der schönen Künste beträchtlich erweitern muß. Er hat Zuschreibungen auf Stein ausgeführt mit derselben Leichtigkeit, wie auf dem besten Papier. Das Nützlichste an seiner Erfindung ist aber, daß man diese Zuschreibungen eben so leicht und genau, wie sonstige lithographische Zeichnungen reproduciren kann. (Echo du Monde Savant vom 9 Junius.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Runde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Junius 1844.

Skizzen aus China. *)

Tscha-mu in der Provinz Fokien.

Sie wissen wohl wahrscheinlich, daß dieß eine der Hauptstationen des Opiumhandels an der Ostküste ist, und daß derselbe hier sogar während des Kriegs trotz der Mandarinen fortgesetzt wurde. Einer der Capitäne erzählte mir eine lustige Anekdote, welche einen Begriff von dem Zustand der Dinge in diesem Theile des Landes gibt. Einige Opiumkäufer kamen an Bord eines der in der Bai liegenden Schiffe und baten, man möchte ihnen einige Flinten leihen; sie deponirten statt derselben ein bedeutendes Stück Silber, das viel mehr als die Flinten werth war, und versprachen dieselben in einem oder zwei Tagen zurückzugeben. Als man sie fragte, was sie damit thun wollten, antworteten sie, die Mandarinen und Regierungsbeamten ständen im Begriff die Steuern zu erheben und sie seyen entschlossen nicht zu zahlen. Da sie nun vier oder fünf Gewehre dazu verlangten, so gab man ihnen diese, und als sie solche nach zwei Tagen zurückbrachten, fragte man sie, ob ihr Versuch glücklich abgelaufen sey. „O ja,“ erwiederten sie, „wir haben die Mandarinen über die Berge gejagt.“ Die Sache muß allerdings nicht sehr schwer gewesen seyn.

Die Bewohner der Städte und Dörfer um die Bai her sind häufig im Kriege mit einander, wie in den europäischen Feudalzeiten, wo das Faustrecht galt. Der eine Theil erhebt hier von einem andern eine Art Tribut, und Friedensverträge werden geschlossen, wonach ein Theil dem andern eine bestimmte Summe zahlt. Dieß ist indes leider nicht der schlimmste Zug in ihrem Charakter; sie sind die größten Diebe und Räuber die es gibt, und da ich eine kleine Probe von ihren besessenen Neigungen hatte, so will ich die Vorfälle eines unter ihnen zugebrachten Tages erzählen. Ich hatte meinen chinesischen Diener des Tages zuvor aus Ufer geschickt, mit dem Befehl alle Pflanzen zu sammeln, die er in einer gewissen Richtung, welche ich ihm vom Schiffe aus zeigte, finden würde;

*) Aus einem Schreiben im Athenäum, 18 Mai.

er kehrte aber am andern Morgen mit lauter nutzlosem Zeug zurück, das er augenscheinlich ganz nahe am Landungsplatz abgerissen hatte. Ich war hierüber sehr vertrießlich und schalt ihn aus, er entschuldigte sich aber, indem er sagte, er habe nicht gewagt, in der von mir bezeichneten Richtung fortzugehen, da er von den Tschiu-tschiu-Leuten geschlagen und beraubt worden seyn würde. Dieß glaubte ich damals nicht, und hielt es bloß für eine Entschuldigung seiner Faulheit, denn wie die meisten Chinesen, die für ihre Dienste eine bestimmte Summe monatlich erhalten, zeichnete er sich durch Trägheit aus, und so beschloß ich am folgenden Tage mich auf den Weg zu machen, und ihn für seine Faulheit durch einen tüchtigen Spaziergang zu bestrafen.

Der folgende Morgen war schön, ich sprang in einen zu dem Ende gemietheten chinesischen San-pan, nachdem mich die Brandung, welche längs dieser Bai sehr hoch geht und das Land namentlich in kleinen Booten manchmal gefährlich macht, völlig durchnäßt hatte. Als ich ans Ufer kam und in der beabsichtigten Richtung vorwärts schritt, traten der Nachenführer und einige andere zu mir, und versuchten mich von jener Richtung abzuhalten, indem ich sicherlich von den Tschiu-tschiu-Leuten angegriffen, beraubt oder ermordet werden würde. Auch bemerkte ich hier, zum Zeichen daß es nicht ganz friedlich ausfiel, Luntensinten und lange Bambusstangen in den Händen von Chinesen, die, wie mich mein Diener versicherte, zu ihrer Vertheidigung so bewaffnet gehen müßten. Ich bedauerte jetzt, daß ich nicht, wie mir der Capitän anbot, einige Leute zu meiner Bedeckung aus dem Schiffe mitgenommen hatte. Dazu war es jetzt aber zu spät, und so beschloß ich, eine gute Meile zum bösen Spiel zu machen und geradenwegs weiter zu gehen.

Ich wandte mich nach den Bergen, auf deren einem die Tscha-mu-Pagode steht, da ich von dort aus eine gute Uebersicht über das Land zu gewinnen hoffte. Viele Tagwerke sind hier längs dem Meeresufer zum Verdampfen des Seewassers benützt, da das Salz ein sehr bedeutender Handelsartikel im Innern China's ist. Dieser im Lande ist aller anbaufähige Boden mit süßen Pataten und Erdbechern (*arachis hypogaea*)

bedeckt, welche das Haupterzeugniß des Bodens bilden. Oft stößt man mitten zwischen den Feldern auf Gräber, die je nach Vermögen und Geschmack bald ganz roh, bald sehr zerstückt ausgeschmückt sind. Die Berge sind, wie bei Amoy, felsig und unfruchtbar, und nur an den Seitenwänden der zum Theil sehr malerischen Schluchten sieht man da und dort wilde Pflanzen. Die Pagode steht auf dem Gipfel des höchsten Berges, und dient den Schiffen auf der See als vortreffliche Landmarke.

(Schluß folgt.)

Forschungen über die russischen Städte.

1. Einfluß der asiatischen Civilisation.

(Schluß.)

Die Einführung eines ansässigen Lebens, und in Folge dessen eine fühlbare Entwicklung der Civilisation aus dem Schooße und im Geiste des asiatischen Ostens begann an den Grenzen des jetzigen Rußlands mit dem Einbruch der Mongolen. Bekanntlich trat dieser Einbruch ein in Folge der Bewegung, welche Tschingischan in der Tiefe des asiatischen Ostens begonnen hatte. Zu der Zeit als am Fuße des Altai der unbedeutende Fürst eines unbedeutenden mongolischen Ulfuß nichts mehr und nichts weniger unternahm, als die Eroberung der Welt, und zum Pfande so kühner Entwürfe sich den Titel Tschingischan*) beilegte, gab es dort bereits, wenn auch nicht eigentliche Städte, so doch eine Art von Städten, Standlager, welche eine religiöse, administrative und zum Theil auch eine civilisatorische Bedeutung hatten, Nationaltempel in sich schlossen, durch den Aufenthalt der Chane sich vergrößerten, und durch die Zuzüge der auf den Steppen umherwandernden Handelskarawanen sich belebten. So war Gorin, bei den Europäern Karakorum genannt, eine am Ufer des in die Selenga fallenden Ergon liegende Stadt, der Sitz der Nachfolger Tschingischans, bis sie sich (1260) nach China übersiedelten, und auch nach der Vertreibung (1371) hielten sie vorzugsweise hier ihre Standlager, wo die mongolischen Kutschuks oder Oberpriester lange Zeit gleichfalls ihren dauernden Aufenthalt nahmen. Diese Stadt, welche im sechzehnten Jahrhundert durch die Dildit-Mongolen zerstört wurde, war nach den Berichten der Chinesen schon im Anfange des achten Jahrhunderts (715) von einem der uiguro-türkischen Chane gegründet worden, welche damals China erobert hatten, und allmählich auch die Anfänge der bürgerlichen Entwicklung — worin die Uiguren ihren übrigen Brüdern vorangingen — von dort entlehnten. Verwandt, benachbart und eng verbündet mit den Uiguren war seit alter Zeit der Stamm der Kalchas-Mongolen, die sich von dem Oberlauf des Jenisei bis zu dem des Ob an der jetzigen Westgränze Sibiriens ausdehnten; bei diesen begann seit dem neunten Jahrhundert eine schriftliche und literarische, gleichfalls aus China entlehnte Bildung, und

*) Der große Chan, der König der Könige, in der Bedeutung dasselbe, was der persische Papstschah.

am Ende des 13ten und Anfang des 14ten Jahrhunderts fanden sich hier zwei bedeutende Städte, welche mit Gorin wetteiferten, nämlich Kian-tschek, d. h. die Stadt am Jenisei (aufchinesisch: Kian), und Jan-tschek, d. h. die Schlangenstadt, da wo jetzt noch die Reste Semetogorodskaja steht. *) Die Kalchas zogen voran auf den Eroberungszügen Tschingischans und seiner Nachfolger, deren Opfer fast das ganze damalige Rußland werden mußte. Aber die Masse blieb in den heimischen Steppen, wo sie nach Verlauf von vier Jahrhunderten ihrerseits sich Rußland unterwerfen sollten. Am Ende des 17ten Jahrhunderts, als die Südgränze Sibiriens anfang bekannt und besser eingetücht zu werden, wurde das jetzige Selenginsk gegründet in der Umgegend der Hauptstadt des Kalchas-Chans. Außerdem sind noch viele andere Reste der mongolischen Civilisation auf den unabsehbaren Steppen Sibiriens zerstreut, namentlich an den Ufern des Kemtschik, wo die sogenannten Altyn-Chane herrschten, und des Abakan, wo die Kalchas-Altyn herumzogen. Diese Ueberreste hatten einen Charakter und eine Art, daß die Russen sie mit dem pomphösen Namen „Paläste“ beehrten. So waren die Ablait-Paläste, welche die Kosaken der Weste Ust-Kamenogorsk an dem in den obern Irtysch fallenden Flusse Bestka fanden, mitten unter den zum Theil noch jetzt erhaltenen Trümmern der Stadt Ablait. So waren auch die sieben Paläste (Semi palat) woher noch der Name Semipalatinisk stammt. Ohne Zweifel waren dieß vermittelnde Glieder, auf welche am Irtysch und Ob hinab das mongolisch-sibirische Reich sich stützte, das unter den Streichen der keden Kosakenschaar Jermak's fiel. In diesem Reiche befanden sich viele zum Theil verschwundene, zum Theil jetzt noch vorhandene Städte, z. B. jenseits des Irtysch und Ob Gruskina und Serponow, deren Einwohner Perlen und kostbare Steine „von den schwarzen Leuten vom See Kitai her“ erhielten.

Hier war indeß nicht der Hauptschauplatz der Befestigung und Entwicklung der Civilisation in ostasiatischem Geiste unter mongolisch-tatarischem Einflusse. Dieser setzte sich vielmehr an der Wolga und von da im südlichen europäischen Rußland fest; er breitete sich an den Mündungen des Dons und des Dnieprs und selbst an der Donau aus. Batu selbst, dem ersten Leiter des aus den mongolischen Steppen über Rußland hereinbrechenden Sturms, schreibt man die Gründung von Sarai zu, indem Batu's Jurte zur Hauptstadt der goldenen Horde wurde — eine Stadt, deren jetzt in der Umgegend der neugegründeten Stadt Saraw entdeckte Ueberreste nicht nur von Größe und starker Bevölkerung, sondern auch von Reichthum, Luxus und einem gewissen Geschmack,

*) Die Kalchas, nach chinesischer Ausdrucksweise früher Saras, in der Folge Ki-li-kisse waren die Vorväter der jetzigen Kirgisen. Es war ein mächtiges Volk, das schon im 7ten Jahrhundert (648) mit den Chinesen in Verbindung trat, um gemeinschaftlich mit gegen die Uiguren zu kämpfen. Sein Hauptsiß war am Oberlauf des Jenisei, aber im achten Jahrhundert hieß der Chan der Kalchas bei den Uiguren „Blakätun-tche-kin“ d. h. Beherrscher der Blja und Katunja, der zwei Hauptquellen des Ob, die sich jetzt in den Grängen Rußlands finden.

somit von Bildung und Civilisation der Einwohner zeugen. Hier war der Mittelpunkt des Reichs, das seiner geographischen Gestalt wegen den Namen Kiptschak oder das „wilde Feld“ erhielt, welches jedoch nicht ganz in seiner Wildheit verblieb. Es stützte sich auf die Reste des bürgerlichen Lebens, das einst hier bei Kosaren und Bulgaren bestanden hatte. So bildete sich eine eigenthümliche Einrichtung des bürgerlichen Daseyns und selbst eine städtische Ordnung, deren Spuren unter dem Namen der tatarischen Ringwälle *) noch jetzt den russischen Südoften in so großer Zahl bedecken, und noch so wenig untersucht sind, daß man sie nicht nur nicht zählen, sondern auch noch nicht einmal genau bestimmen kann, welche den Mongolo-Tataren eigenthümlich gehörten, und welche sie sich bloß angeeignet und umgebaut haben. Wir bezeichnen hier zum mindesten diejenigen, welche gleich anfangs bei und unter den Tataren bemerkt wurden. In dem Delta der Wolga, das lange die eigentliche Grundlage des Reichs Kiptschak war, findet sich gleich unter den ersten Chanen außer Sarai die Handelsstadt Sumerkent, vielleicht dasselbe wie das kosarische Atel oder Balangiar; im vierzehnten Jahrhundert traten auf die Scene Besedeb, jetzt das Dorf Besedew bei Jenotajewsk, wo in der Folge Dschigit-Hadschi, die Residenz eines eigenen tatarischen Fürsten entstand; Astrachan, sonst auch Zitranan, Sinturman und Gasterman, wahrscheinlich richtiger Hadschi-Terman genannt, in der Folge die Hauptstadt eines eigenen, von Rußland verschlungenen tatarischen Reichs.**) Weiter oben an der Wolga und den zu ihrem Bassin gehörigen Flüssen wurden alle ehemals bulgarischen Städte tatarisch; außerdem erschienen als neue Städte die Vorläufer der jetzigen Ufa und Birsk, die nach der Sage Residenzen nogaischer Chane waren;***) endlich Kasan, ursprünglich die Turke Sagins, des Sohnes Batus; letzteres erbt die Macht und Blüthe des bald darauf unwiederbringlich zerstörten Sarai. Außerhalb des Wolgabassins gegen Osten am jetzigen Ural war die Stadt Saraittschil auf der Verbindungsstraße des Westens mit dem Osten, darum auch nicht selten die Residenz der Chane zu den Zeiten ihrer Macht. Von der Wolga nach Westen gegen den Fuß des Kaukasus hin, nach dem Don und dem asowschen Meer werden im 16ten Jahrhundert die Städte Zengir, Mochan, Kowan, Temrück und Laman aufgezählt. An der Mündung des Don erscheint seit dem 14ten Jahrhundert unter tatarischer Herrschaft die Stadt Orna oder Ornatsh, wahrscheinlich das kosarische Ornas, wie es scheint dasselbe, welches auch den Namen Orach führte, vielleicht das heutige Asow. Endlich

zwischen Don und Donau, am Nordrande des schwarzen Meeres, am Unterlauf des Dnieprs und Dniestr, und namentlich im Innern der Halbinsel Krim, wo die mongolisch-tatarische Macht ihre letzte Zuflucht fand und beinahe bis auf unsere Zeiten sich behauptete, wurden eine Menge früher vorhandener Städte tatarisch und andere erstanden neu, so der Schlüssel der Krim Dr Kapi (Perekop), in der Krim selbst Almetshet und Aktiar, jetzt umgewandelt in Simferopol und Sebastopol; Soli (Alt-) Krim und Karafubazar, Bachtschi-Serai, die Hauptstadt der Chane; Geslew oder Keslew, das jetzige Eupatoria, am Dniepr die sogenannte Mamai-Stadt (Mamajew-gorodok) und die Uslan-Städte; in Budschal (Bessarabien) das noch jetzt als Dorf bestehende Tatar Bunar.

Wir zählen hier diejenigen Städte des Landes am schwarzen Meere nicht auf, welche mit rein tatarischem Namen und Charakter in den Bestand des russischen Reichs übergingen, sondern nur die, deren Ursprung nicht tatarisch und nicht einmal asiatisch war. Zum Schluß und der Vollständigkeit wegen erwähnen wir hier noch derjenigen Städte, welche nicht eigentlich den Mongolen und Tataren gehörten, aber doch auch ostasiatischen, dem tatarischen verwandten Ursprungs sind, nämlich die türkischen Festungstädte ums schwarze Meer her, welche aus der Zeit stammen, wo die Chane der Krim sich den Sultanen unterworfen hatten: am Ostufer des schwarzen Meeres Suchum Kale, Selendschil, Sudschuk-Kale und Anapa; in der Krim Jenikol; an der Mündung des Dnieprs Dtschakow und Kinburn: weiterhin am Ufer Hadschi Bei, jetzt Odessa; am Dniestr Hadschi-Dere, jetzt Ovidiopol, an der Donau Ismail. Viele, wo nicht alle von diesen wurden von den Türken bloß wieder hergestellt, wir aber erwähnen sie hier, da sie unter dem türkischen Halbmond zuerst, wenn auch nicht aus dem Nichts, doch aus gänzlicher Dunkelheit hervortraten.

Man kann in Betreff der Städte, die ihren Ursprung oder wenigstens ihr eigenthümliches Leben dem Einfluß Ostasiens verdanken, drei Gruppen unterscheiden; die erste fällt in die vormongolische Periode (bis 1238), die zweite umfaßt den Bestand des Reichs Kiptschak, dem Timur vollends ein Ende machte (bis 1400), und die dritte reicht bis in die neueste Zeit der Abrundung Rußlands nach der Türkei hin (bis 1829).

Ausflug nach der Mammuthhöhle in Kentucky.

(Fortsetzung.)

Einige hundert Schritte von der Leiter entfernt fanden wir diesen Arm bis nahe unter die Decke mit Steinen verschüttet; links davon traten wir in die geräumige Snowball-chamber (Schneeballkammer), ungefähr 100 Fuß lang und 70 Fuß breit, in der Mitte gegen 12, an den Seitenwänden gegen 3 Fuß hoch. Die Decke ist horizontal, der Boden aber erhebt sich nach den Seiten zu. Die Schneeballkammer, deren Decke und Seitenwände mit weißem Gyps überzogen sind, der überall halbkugelig hervorsteht, ist wunderbar schön, wenn bei heller

*) Goroßschische, ein im Kreise, manchmal auch im Viereck aufgeworfener, zum Theil sehr große Räume einschließender Wall.

**) Um das jetzige Ufa her, das von Jar Swan dem Schrecklichen auf der Stelle einer alten, den Tataren zugeschriebenen Stadt gegründet wurde, findet sich eine Menge anderer Ringwälle, die zum Theil jetzt von tatarischen Dörfern eingenommen sind.

***) In der Mitte des 16ten Jahrhunderts (1568) sah ein russischer Reisender, Afanasi Nikitin, an der Wolga zwischen Kasan und Astrachan die Städte Berckfana und Uslan, deren Reste vielleicht noch jetzt bei Sarizyn sich finden.

Belenchtung die Lichtstrahlen, in die Farben des Regenbogens gebrochen, von der felsam geformten, glänzenden Oberfläche des Gesteins überall zurückgeworfen werden. Hier breiteten wir — jedoch aus Vorsicht dicht an der einen kahlen Seite, um gegen das Herabfallen der Schneebälle, deren eine große Menge den Boden bedeckte, gesichert zu seyn — die Wäffelselle aus, lagerten uns auf denselben und ergößten uns an der Schönheit der erleuchteten Höhle. Die Sklaven hatten inzwischen den Inhalt des Korbes um uns her ausgetramt und verzehrten in einiger Entfernung, auf den Boden ausgestreckt, mit augenscheinlichem Wohlbehagen ihr Essen, wobei sie versicherten, es hier in unserer Gesellschaft sehr comfortable zu finden. Nachdem sie uns einige Flaschen voll Wasser aus der Quelle geholt hatten, schickten wir sie mit der Befehlsung zurück, uns nach vier Tagen wieder abzuholen.

An demselben Tage besuchte ich noch mehrere der nächsten Seitenarme, welche wiederum Nebenarme hatten. Decke, Seitenwände und Boden derselben sind fast überall mit Gyps von verschiedenen Krystallformen überzogen. Jetzt auf unsern Localfuss angewiesen, achteten wir genau auf alle Punkte der Höhle, die uns als Merkmale dienen konnten. Die Fortsetzung der Schneebalkammer ist höher als die letztere, weil die der Decke entsprechenden Schichten herabgestürzt, und liegt tiefer, weil davon die untern Schichten durchbrochen sind.

Die Bildung der sogenannten Schneebälle ist am vollkommensten in der Schneebalkammer selbst, wo der Gyps hauptsächlich nur in dieser Form vorkommt. Die Decke ist größtentheils damit bedeckt; an den abschüssigen Seiten, wo sie leicht abfallen, sind sie selten. Man sieht sie meistens haufenweise oder auch isolirt von einem Kreise ähnlich gebildeten Gypses umgeben, dessen Ränder von der Decke absehen. Wenn sich die Ränder in Folge der fortschreitenden Krystallisation, gehoben durch jüngere Krystalle, mehr und mehr um den Mittelpunkt abgelöst haben, so daß die mittlere Masse keinen hinreichenden Halt mehr findet, fallen sie herab. Unter Rissen und Gestein nimmt die Bildung der Schneebälle gewöhnlich ihren Anfang und schreitet nach dem Umkreise oder nach den Seiten zu allmählich fort. *) Nur da, wo sich die Risse etwas erweitern, häuft sich die Masse schneeballartig an; wo das Gestein mehr gleichmäßig porös ist, ist der Ueberzug mehr eben. Driht der gleichmäßige Ueberzug an den Ecken des Gesteins oder über Rissen zufolge von Neubildung, welche die ältere Schichte hebt, so bilden sich aus den Spalten die blätter-, blumen- und stengel-förmigen Stalaktiten hervor, Modificationen des strahligen und faserigen Gypses. Zuweilen wird auch der Ueberzug durch schiefereformige Stüchchen oder größere Bruchstücke des Gesteins, die man gewöhnlich mit Gyps incrustirt findet, und welche durch die fortschreitende Krystallisation unterhalb derselben gehoben werden, durchsetzt. Die regelmässigsten und schönsten Bildungen des Gypses sieht man nur an solchen Stellen, wo sich Risse in dem Gypsüberzuge vorfinden, oder dort, wo kleinere Partien daraus losgebrochen sind. Die faserigen breitblättrigen Stalaktiten, fast immer in ihrer Fläche und zugleich etwas um ihre Achse gekrümmt, fand ich stets über Rissen im Gestein an den Seitenwänden, über welchen der mehr gleichförmige Gypsüberzug geborsten war; die größten, bis 9 Zoll lang und 3 bis 4 Zoll breit, an Verticalrissen; die Blätter waren besonders in ihren obern Theilen nach außen und nach den Seiten

*) Das Gestein ist kieniger, dichter, aber etwas poröser kohlensaurer Kalk, von dem sich stellenweise schieferige Stüchchen lösen. Wo dieser Kalkstein vorkommt, findet man Stalaktiten von sehr verschiedener Form.

zu umgebogen. Mehrere solcher Blätter sind hie und da in ihrer Fläche vielfach getheilt. Die blumenähnlichen Stalaktiten fand ich überall um kleinere Oeffnungen, einige Zollen bis einige Zoll lang; die Blätter wenden sich fast immer vom Mittelpunkt ab und sind in ihrer Form sehr verschieden, obgleich ihre Bildungswiese dieselbe ist. Die Spalte im mittlern Raum dieser Blumen ist zuweilen mit Gyps ausgefüllt, oder es erhebt sich aus ihr ein kürzerer oder längerer Stengel, unter dem sich immer eine rundliche Oeffnung findet. Diese Stengel sind mehr oder weniger massenhaft, bis 2 Zoll im Durchmesser; sie theilen sich vielfach und besonders wieder in ihrem obern Theil. Wo die Krystallisation des Gypses gleichmäßig stattgefunden hat, sind sie gerade; wie dieselbe ungleichmäßig oder unterbrochen war, verändert sich mehr oder weniger ihre Richtung. Die schönsten blättrigen und stengeligen Stalaktiten finden sich in Clevelands Avenue und deren Nebenarmen in der Nähe der Schneebalkammer. Die stengelige und blättrige Form zeigt die verschiedensten Uebergänge von einer Form in die andere.

Die Biegung der blättrigen Stalaktiten vom Mittelpunkt nach außen scheint mir auf folgende Weise erklärt werden zu müssen: diese Stalaktiten finden sich, wie erwähnt, wo Spaltungen in dem Gypsüberzuge über Rissen der Wände vorkommen; ihre Bildung geht von den Seiten dieser Spalten aus, wodurch schon allein ihre Richtung bedingt wird, indem sich die neugebildeten Krystalle dem unregelmäßig krystallisirten Ueberzuge anschließen. Die Krystallisation schreitet dann gegen den Mittelpunkt der Oeffnung und zwar, wie sich aus den folgenden Umständen schließen läßt, rascher fort als an den Seiten, wo die Bildung begann. Man sieht nämlich den blättrigen und stengeligen Gyps, in welchem die Fasern sich leicht verfolgen lassen, an einzelnen Stücken, wo sie sich am meisten krümmen, deutlich quer gestreift; betrachtet man nun aber diese Querscheiben, die von einem außenliegenden Mittelpunkt aus übergehen, als gleichzeitige Unterbrechungen der Krystallisation, so muß die Bildung der Stalaktiten nach innen zu ungleich rascher stattgefunden haben, als nach außen. Aber nicht nur an den Wänden des Gesteins, sondern ebenfalls in der Thonerde, welche den Boden der Höhlen bedeckt, findet man hier blättrigen Gyps, oberflächlich von der Farbe des Thons, in ziemlich großen Stücken. Ueber der Thonerde hat sich oft ein wellenförmiger Ueberzug von Gyps gebildet. Zuweilen findet man mehrere solcher Ueberzüge in verschiedener Höhe übereinander. An den Seiten dieser Höhle und in deren Nebenhöhlen liegt zerfallene Stalaktitenmasse oft bis zu 4 Fuß angehäuft; auch die seitlich hervorstehenden Kalkschichten sind mit zerfallenen und ganzen Stalaktiten bedeckt; am meisten kommen sie in St. Clairs Grotto und einer schräg gegenüber mündenden Höhle vor. In mehreren dieser Seitenarme erklingt es hohl, wenn man mit dem Fuße aufstampft; gibt man den erhaltenen Ton an, so hallt er nach; dasselbe ist in geringerem Maße der Fall, wenn man die Octave oder Quarte angibt. Uebrigens ist gar kein Nachhall in der Höhle, und der Schall wird, außer über dem Wasser, nur in eine sehr geringe Entfernung getragen.

(Fortsetzung folgt.)

Unternehmungen nach Westafrika: Unter der Leitung John Duncans ist noch eine andere Unternehmung im Werke, nämlich eine neue, bloß von Privatleuten zu Handels- und Aufbehangszwecken beschlossene Nigerrfahrt. (Colonial Gazette vom 8 Januar.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Runde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Junius 1844.

Cartago.

(Aus dem Tagebuch eines englischen Touristen.)

Nicht mit der mächtigen Nebenbuhlerin Rom haben wir es hier zu thun, sondern mit einem bescheidenen columbischen Provinzialstädtchen im romantischen Caucaethale. Die Gegend, durch welche wir gekommen waren, bot dem Auge des Reisenden viele Naturschönheiten dar. Die Cordilleras, welche zur rechten Seite unseres Weges emporragten, hatten ein wildromantisches Ansehen; einige Berge sind von außerordentlicher Höhe und bis zur Spitze mit Wald bedeckt. Das Bambusrohr wissen die Bewohner des Caucaethales auf sehr vielfache Weise zu benutzen. Sie machen daraus nicht nur Häuser und mannichfaltige Umzäunungen und Einfassungen, sondern auch viele Geräthschaften, wie Trinkgefäße, Eimer, Vogelbauer, Stühle, Bettstellen, Blaseröhre, Pfeife, Pfeifen, Flöten, die einen sehr sanften, melodischen Ton haben, ja sogar Hüte zur Verfertigung des Cacao werden aus demselben verfertigt. Fast von eben so großem Nutzen für den Haushalt sind die Ochsenhäute, aus welchen Ueberzüge und Beschläge für Tische, Stühle, Sophas, Betten gemacht werden, desgleichen große Flaschen zur Aufbewahrung des Weins, der Chicha und anderer geistigen Getränke, so wie Laffos und Umschläge der Patacas oder großen viereckigen Ballen, mit welchen die Maulthiere beladen werden. In diesen Patacas sind die Waaren weit besser vor der Nässe geschützt als in Kisten, da sie durch doppelte Ueberzüge verwahrt sind. Je zwei derselben machen eine Maulthierladung aus.

In einer anmutigen, kleinen Ebene, die im Süden von grünen Hügeln umgeschloffen ist, auf welchen Viehherden aller Art weiden, liegt Cartago mit seinen vier Kirchen, von denen eine den Franciscanern gehört, welche auch ein Kloster besitzen, in dem sich noch zehn Mönche aufhalten. Man zählt 3500 Einwohner, die sich mit verschiedenen Gewerben betheiligen. Vier Landstraßen kreuzen in Cartago zusammen und wegen der häufigen deshalb verursachten Durchmärsche hat die Stadt während des Krieges viel gelitten. Von diesen vier Landstraßen geht die eine östlich über die Quitandibeerge nach

Mariquita und Bogota, die andere westlich nach den Städten Citaria und Novita in der Provinz Choco; die dritte südlich nach Popayan und Quito, die vierte nördlich in die Provinz Antioquia. Von Cartago geht der Weg noch sechs Tagesreisen weiter im Thale Cauca fort. Der schöne Fluß gleiches Namens, welcher dasselbe durchströmt, würde den Thalbewohnern die beste Gelegenheit zu einem Handelsverkehr auf Booten mit der Provinz Antioquia darbieten, wenn er nicht in dem Gebirge beträchtliche Wasserfälle bildete. Könnte man dieses Hinderniß aus dem Wege räumen, so würde man vom Caucaflusse aus eine ununterbrochene Wasserverbindung von 1500 Metlen bis an die Mündung des Magdalena erhalten, in welchen sich jener etwas unterhalb der Stadt Mompox ergießt.

Am Morgen nach unserer Ankunft in Cartago ertheilten wir einen Besuch vom Oberrichter, dem Alcalde und andern Herren aus der Stadt. Unter diesen befand sich auch Hr. Larroche, ein Franzose, der sich schon zwanzig Jahre hier aufhielt. Das Cartagerin geheiratet und eine zahlreiche Familie hatte. Das Französische, welches er mit uns sprach, klang uns sehr sonderbar, da es mit einer Menge von spanischen Wörtern vermischt war, und es wurde ihm, wie er mir sagte, jetzt leichter das Spanische zu sprechen als seine eigene Muttersprache. Er bekleidete die Stelle als Tabaksinspector, jedoch versicherte er uns, sein Einkommen dafür sey unbedeutend. Als ich ihn fragte, wie es gekommen sey, daß er sich an einem so entlegenen Orte nieder gelassen habe, erzählte er mir umständlich seine ganze Geschichte. Er kamme aus einer guten Familie in der Vendée, habe bei dem dortigen allgemeinen Aufstande auch mit die Waffen ergriffen, und sey in der unglücklichen Schlacht bei Quiberon (1795) gefangen, sein Leben aber von einem republicanischem Officier, der von längerer Zeit her sein Freund gewesen sey, gerettet worden. Hierauf habe er sich nach Isle de France eingeschifft, in der Absicht das schöne Frankreich auf immer zu verlassen. Als aber das Schiff unterwegs bei Montevideo gelandet, habe er sich entschlossen, sein Glück lieber in diesem Theile der neuen Welt zu versuchen, von dessen reichen Gold- und Silbergru-

ben er immer so viel gelesen hatte, zumal da die Mineralogie eines seiner Lieblingsstudien gewesen sey. Von Montevideo sey er nach Buenos Ayres, von dort durch die ungeheuren Pampas nach Chile, hierauf nach Lima und Quito gereist. Endlich sey er nach Cartago gekommen in der Absicht einige in der Nähe befindliche Bergwerke zu untersuchen, aber hier, rief er aus, l'amour finit ma carrière, ich verliebte mich in meine jetzige Frau, welche mich auf immer an Cartago fesselte.

Ich sprach mit Hrn. Laroche von den Bergwerken bei Vega de la Supia, die ich wegen ihrer Reichthümer sehr hatte rühmend hören. Sie sollen jedoch in den letzten Jahren nicht bearbeitet worden seyn und mehrere der dortigen Schächten unter Wasser stehen; doch werden jetzt wieder von einer zur Betreibung des Bergbaues errichteten Gesellschaft Anstalten zur Benutzung dieser Bergwerke gemacht, die zum Theil der Regierung, zum Theil Privaten gehören. Seit dem J. 1833 beschäftigt man sich mit großen Straßenbauten, denn der schlechte Zustand der Wege war ein großes Hinderniß bei diesen Unternehmungen.

Drei Kattunfabriken sind in Cartago; auch werden hier Spitzen auf Rissen und mit Klöppeln gemacht, die den in den Grafschaften Oxford und Buckingham gebräuchlichen ähnlich sind. Ein fettes Schaf wird hier mit einem Schilling bezahlt und eine Arroba Chinarinde kostet hier drei Dollars.

In Cartago sieht man viele Negerklavinnen; wir sahen sie oft mit großen Wassergefäßen auf dem Kopfe schnurgerade und mit dem schönsten Anstande einherschreitend von dem Flusse kommen, so daß ich öfters dabei dachte, es müßte, um junge Frauenzimmer zu gewöhnen gerade zu gehen, ein vorzügliches Mittel seyn sie mit einem Gefäße voll Wasser auf dem Kopfe eine Zeitlang in der Stube auf und niedergehen zu lassen. Die ganze Bekleidung dieser schwarzen Schönen besteht in einem blauen Rocke.

Wir statteten Hrn. Laroche einen Besuch ab, der uns seine Frau vorstellte, welche, obgleich sie Mutter von zehn lebendigen Kindern war, sich noch immer sehr gut erhalten hatte. Hierauf gingen wir in eine der Kirchen, wo wir zwei Neger beschäftigt sahen ein Grab für eine Mulattin zu machen, deren Leichnam nur nachlässig eingehüllt auf einer Bahre lag, an deren beiden Enden zwei Lichter brannten.

Bei meiner Ankunft in Cartago hatte ich Hrn. Laroche gesagt, daß ich sehr wünschte indianische Kunstwerke zu kaufen und daß es mir außerordentlich angenehm seyn würde, wenn er mir hiezu Gelegenheit verschaffen könnte. Demnach brachte er mir eines Morgens ein ungefähr 18 Zoll hohes, aus Thon gemachtes indianisches Götzenbild, das innen hohl war und ein häßliches Gesicht hatte. Es gehörte einer armen Frau, deren Mann es zwei Stunden von Cartago am Ufer des Caucaflusses ausgegraben hatte. Ihren Kindern hatte sie es zum Spielen gegeben. Wir begaben uns in das Haus der Frau und fragten sie, was sie für das Götzenbild verlange? Sehr beschämen forderte sie zwei Realen und war nicht we-

nig erstaunt, als ich ihr statt dieser zwei Dollars in die Hand drückte und mich dann, höchst erfreut über meinen Kauf, wieder entfernte.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus China.

Tscha-mu in der Provinz Fokien.

(Schluß.)

Auf meinem Wege nach den Bergen umgaben mich öfters einige hundert Chinesen, und ich galt augenscheinlich für eine große Naturmerkwürdigkeit. Das Land, obwohl unfruchtbar, ist voll Einwohner, ja die Steine schienen selbst sich in Chinesen umzuwandeln, so rasch mehrte sich öfters der Haufen. Der Anblick war zuweilen äußerst komisch: manchmal stand ich am Abhang einer Schlucht und sammelte Pflanzen und Blumen, und auf beiden Höhen waren 3 bis 400 Chinesen versammelt mit den langen, bis auf den Boden hinabreichenden Pöpsen, die Frauen mit ihren kleinen, zusammengedrücktten Füßen und alle mit ihrem für einen Fremden so äußerst auffällenden Costüm. Sie waren im allgemeinen höflich, endlich aber wurde ich doch wegen eines seidnen Halstuchs belästigt, zu welchem einige eine große Zuneigung faßten, und meinten es würde um ihre Köpfe herum sehr gut stehen — denn in diesem Theile China's tragen sie ein Tuch turbanartig um den Kopf gewunden. Die verschiedenen Versuche, das Tuch von mir zu bekommen, belustigten mich ungemein: einer brachte eine Handvoll Beeren, die er mit der einen Hand hinreichte, während er mit der andern auf das Halstuch deutete, um anzuzeigen, daß er den Kauf auf diese Weise schließen wolle; einer brachte einige Erdbeeren, und andere einige Binsen, keiner aber irgend etwas von Werth. Ich rüddelte chinesisch so gut ich konnte, was zu einem lächerlichen Mißverständnis in Betreff desselben Halstuchs Anlaß gab. Zwei von den Männern liefen nach dem Dorfe so schnell sie konnten, und baten mich auf ihre Rückkehr zu warten; ich konnte die Ursache ihres Benehmens nicht einsehen, entsprach aber, um ihnen gefällig zu seyn, ihrem Wunsche, worauf sie bald mit einer Flasche Samschu oder Branntwein zurückkehrten; sie glaubten ich hätte dieß verlangt und machten mir dieß, wie sie glaubten unwiderstehliche Angebot für mein Halstuch.

Indessen war die Masse sehr angewachsen und ich suchte mich ihr zu entziehen, deshalb ging ich nach den Bergen und fing an hinaufzusteigen; dieß ist mein gewöhnliches Mittel, und auch jetzt entsprach es meinen Erwartungen, denn die Chinesen sind im allgemeinen zu träge, um ohne Noth sich viel anzustrengen. Als ich den höchsten Berg erreichte, auf dem die Pagode steht, und von hier aus die durchwanderte Ebene überfah, konnte ich leicht begreifen, wo die Leute alle herkamen, die sich um mich gedrängt hatten, denn allenthalben sah ich dicht bevölkerte große Dörfer oder Städte, die in der Ebene nicht zu bemerken gewesen waren. Zu meinem Erstaunen fand ich die Pagode ganz im Verfall, nur der Rest

gebauete Haupttheil war noch erhalten. Einige Dschoffes oder Götterbilder von Stein, und ein Dombau mit einer Doppelmauer, in welcher eine Wendeltreppe zu den verschiedenen Balkonen hinaufführte, durch welche der Wind, wie in allen Ruinen, aufs gräulichste heulte, das ist alles, was sich von der Pagode noch erhalten hat. Ich stieg ganz oben hinauf und erhielt einen großartigen Ueberblick über das umliegende Land, das jedoch, so weit das Auge reicht, denselben unfruchtbaren und steinigten Charakter hat. Niemand beachtete oder belästigte mich auf irgend eine Weise, denn da die Chinesen wie gesagt, die Anstrengung des Bergsteigens nicht lieben, so war ich hier vor ihrer Zubringlichkeit völlig sicher.

Nachdem ich den Anblick des Landes von der Höhe herab genossen hatte, stieg ich in anderer Richtung als von der ich gekommen war, herunter, und fand mich alsbald von Eingebornen umgeben. Es war nun spät Nachmittag, und mein Diener, wie es schien und worauf ich es angelegt hatte, ziemlich müde. So begann er allmählich darauf zu sinnen, wie er sich etwas am Wege ersparen könne, und während ich des Botanisirens wegen weite Umwege machte, schlug er gewöhnlich den geradesten Weg in der Richtung ein, in welcher wir, wie er wohl wußte, am Ende zu gehen hatten. Jetzt gingen einige Chinesen an, mir ziemlich hart auf den Fersen zu folgen, und aus ihrem Benehmen vermuthete ich, daß sie nichts gutes im Schild führten; da sie aber behaupteten, sie wollten mich an einen Ort hinführen, wo ich schöne Pflanzen und Blumen finden würde, so gestattete ich ihnen mich zu begleiten und suchte sie in guter Laune zu erhalten. Wir sahen endlich ein großes Gebäude an einer abgelegenen Stelle und ich ging in vollkommener Zuversicht darauf zu, als die Chinesen sich enger an mich drängten und ich plötzlich eine Hand in meiner Tasche fühlte; ich wandte mich rasch um, und der Dieb rannte mit einem Brief den er mir genommen davon. Sobald er sich entdeckt sah, warf er ihn auf den Boden und lief fort; als ich aber die Hand in die Tasche steckte, fand ich, daß mir schon mehrere Dinge von größerem Werth gestohlen waren. Dies veranlaßte mich anzuhalten und mich nach meinem Bedienten umzusehen, der, wie ich jetzt erst sah, von acht oder zehn Chinesen angefallen war; sie hatten ihn umringt, hielten ihm die Messer vor, drohten ihn niederzustößen wenn er den geringsten Widerstand leistete, und suchten ihm zugleich alles, was auch nur den geringsten Werth hatte, zu entreißen. Ich sah sogleich, daß wir in einer gefährlichen Lage seien, verließ meine Taschendiebe, und eilte meinem Bedienten zu Hülfe. Als die Chinesen mich kommen sahen, liefen sie alle davon und eilten zu ihren Gefährten, welche in einiger Entfernung zusahen. Mein Bedienter war bleich vor Schrecken, als ich zu ihm kam, ich konnte aber kein Mitleid mit ihm haben, und sagte ihm, er habe es reichlich verdient wegen seiner Faulheit, daß er nicht bei mir blieb. Ich vermuthete nun, meine vorgebliebenen Freunde hätten mich in eine Falle zu locken gesucht, aus der ich mich so leicht nicht hätte herausarbeiten können, und hielt es, namentlich da die Sonne sich zum Untergang neigte und in diesen Gegenden die Dämme-

rung sehr kurz ist, für gerathen, ohne weiter Abschied zu nehmen, mich auf den Heimweg zu machen. Mein Bedienter war für diesen Tag völlig curirt, und hielt sich auf dem ganzen Rückweg so nahe an mich wie möglich.

Als ich das Dorf erreichte, wo ich das Boot entlehnt hatte, sah ich den Schiffer ganz munter auf mich zukommen; er hatte, wie er uns sagte, lange auf uns gewartet, und schon gefürchtet, die Tschin-tschin-Leute, wie er sie nannte, hätten uns beraubt oder ermordet. Es war jetzt Ebbe. Man mußte eine Viertelstunde weit über den Sand gehen, und dann erst durch die wüthende Brandung sich Bahn machen. Der Schiffer sagte anfangs es sey unmöglich vor dem Morgen das Schiff zu erreichen, ich erklärte aber, ich müsse noch an Bord des Ka-pan (großen Schiffs) mit drei Masten gehen, da ich am andern Morgen nach Tschusan abfahren wollte. Da wurde es endlich ausführbar, einigen nebenstehenden Ruderern ward ein Zeichen gegeben und sogleich war alles in Bewegung. Ein Boot wurde von mehreren Leuten über den Sand nach dem Wasser geschafft, und ich selbst schwang mich auf den Rücken eines kräftigen Chinesen, der wie ein Rennpferd durch den nassen Sand lief, und mich im Boot absetzte. Sie steuerten das Boot durch die rollende Brandung auf eine wahrhaft meistermäßige Art, und ich erreichte das Schiff, zwar vollkommen durchnäßt, aber sicher und gesund, meine gute Ansicht von den Chinesen jedoch war durch die Ereignisse des Tages wesentlich gesunken.

Ausflug nach der Mammothhöhle in Kentucky.

(Fortsetzung.)

Gegen 10 Uhr Abends kehrte ich, mit Stalaktiten beladen, nach unserem Lagerungsplatze zurück. Meinen Freund fand ich dort auf einem der Büffelfelle ausgestreckt, da er, weil er sich ermüdet gefühlt hatte, einige Stunden früher als ich dorthin zurückgekehrt war. Der Thermometer zeigte 58° F., und sein Stand blieb hier während der übrigen Tage unverändert. (Das Wetter außerhalb der Höhle war — wie wir später erfuhren — während dieser Zeit gleichmäßig und mild.) Wir aßen mit gutem Appetit und schliefen, nachdem wir die Lampen mit Del für die Nacht gefüllt hatten, bald ein. Gegen 5 Uhr wachte ich auf und fand beide Lampen erloschen; ich suchte die Zündhölzer hervor, um ein Licht anzustechen, diese waren aber so feucht geworden, daß keines zünden wollte. Ich hatte schon so viele versucht, daß mein Vorrath sehr auf die Neige ging, und glaubte mich schon in die traurige Nothwendigkeit versetzt, vier Tage in undurchbringlicher Finsterniß zuzubringen, bis einer der Neger uns abholen würde. Endlich fing eines Feuer, aber erlosch sogleich wieder; glücklicherweise zündete aber doch nach vielen vergeblichen Versuchen eines der noch übrig gebliebenen, womit ich denn ein Wachslicht anzünden konnte. In der That war die Feuchtigkeit in der Höhle so groß, daß die wollenen Decken, in die wir uns eingehüllt, sich feucht anfühlen ließen, und daß sich auf einigen Blättern Papier, welche neben uns auf dem Boden lagen, große Wassertropfen angesammelt hatten. Darauf waren wir nicht vorbereitet gewesen; man hatte uns gesagt, daß es in diesem Theil der Höhle außerordentlich trocken sey.

Für diesen Tag hatten wir eine Excursion nach dem äußersten Theil, nach Serenas Power, festgesetzt. Da der Weg dorthin uns als beschwerlich geschildert und die Entfernung auf 5 Meilen angegeben war, so machten wir uns, mit allem Nöthigen für den Tag versehen, früh auf den Weg.

Der Boden war anfangs eben, weiterhin aber sehr steinig. Die geognostischen Verhältnisse fand ich im wesentlichen den schon geschilderten ganz ähnlich. Auch die Seitenwände der fernern Nebenarme, welche wir besuchten, waren mit Stalaktiten bedeckt. Alle diese Höhlen wurden von denselben Kalksteinschichten gebildet. Der Boden ward immer unebener, je mehr wir uns den sogenannten Rocky-Mountains — einer herabgestürzten Steinmasse, — welche an einigen Punkten bis zur Decke reichte, — näherten. Wir konnten lange die Stelle, wo wir sie zu passiren hatten, nicht finden, weil die Höhle hier fast ganz verschüttet und versperrt war. Auf der andern Seite stiegen wir in eine weite Höhle mit hochgewölbter Decke hinab, welche sich in vier Arme theilt, von denen einer ganz, der andere theilweise verschüttet war. Die Decke war in der Mitte eben und durch einen vom Wasser erweiterten Rängentriß getheilt; die hohe und gegenüberliegende Wand trat, vom Wasser abgerundet, hervor. Die größte Höhe betrug gegen 80 Fuß. Der Boden war mit Steinen und Felsblöcken bedeckt. Die erhellten Gegenstände warfen überall die tiefsten Schatten, und schon in geringer Entfernung verlor sich alles in vollkommener Dunkelheit.

Nachdem wir den Weg über das Felsengebirge, das wir so eben überstiegen, bezeichnet hatten, wandten wir uns rechts in eine niedrige Höhle, wo in einem Winkel die Thonerde gegen 16 Fuß hoch aufgehäuft lag und hinauf bis zu den Schichten reichte, zwischen welchen sie bis hieher geschwemmt war; von hier aus mußten wir theils über das überall angehäufte Gestein hinüberklettern, theils von Felsblock zu Felsblock springen, bis wir gegen Mittag zu dem wildesten Punkt der Höhle kamen. Es hatten hier verschiedene Flußbetten übereinander bestanden, wovon die Seitenwände und die Decken die deutlichsten Spuren trugen. Alle Zwischenschichten waren zusammengefügt. Die Felsstücke lagen verworren und wild durcheinander, waren aber besonders in der Mitte hoch aufgethürmt. Wir stiegen hinauf und sahen, nachdem wir diesen sogenannten Dom von dort aus möglichst hell erleuchtet hatten, die Decke kegelförmig durch zusammengefügtes Gestein begrenzt. Einzelne Schichten standen weit in die Höhle herein. An einigen Orten wurde aufeinander die Decke von Säulen getragen. Nur nach einer Richtung hin war es uns möglich, weiter vorzubringen. Diese Richtung verfolgend, befanden wir uns bald am Eingange einer fast ganz von Tropfstein gebildeten Grotte. Der Eingang führt steil über Tropfstein hinab, der sich überall am Boden in kleinen Hügeln mit einer mittlern Vertiefung erhebt. Die Bildung dieses Tropfsteins an den Seitenwänden gleicht in ihren äußern Umrissen einem versteinerten Wasserfall. Im Hintergrunde sieht man ein längliches Becken; zierliche Säulen, welche auf dem Rande des Beckens stehen, tragen die Decke. Es enthält klares Wasser, wovon ein Glas füllte, um später unter dem Mikroskope zu untersuchen, ob Infusorien darin vorlämen.*) Unsern Rückweg fanden wir ohne Mühe wieder, obgleich wir noch mehrere Nebenarme der Höhle besuchten, und ich brachte eine reiche Ausbeute von Mineralien zurück.

*) Bei vorläufiger Untersuchung fand ich darin Monaden, Trichodina, Euglena u. s. w.

Da bei uns Tag und Nacht gleich war, so richteten wir uns auch wenig nach den Tageszeiten über uns, aßen und tranken, wenn wir hungrig und durstig waren, und legten uns schlafen, wenn wir müde wurden. Jedesmal aber, wenn ich einschlief, trocknete ich die noch übrigen Zündhölzer, in Papier eingeschlagen, über der Lampe und steckte sie in die Brusttasche; durch dieses Verfahren erhielten sie sich vollkommen trocken und zündeten leicht. Der Vorsicht wegen wurden sie so an jedem Abend wieder getrocknet, was uns am letzten Morgen wohl zu Statten kam, da beide Lampen wieder erloschen waren.

Am folgenden Tage fühlte sich mein Freund B. so ermüdet, daß er es vorzog, zurückzubleiben. Ich machte mich deshalb Vormittags allein auf, um einige nahe gelegene Arme der Höhle weiter zu verfolgen, die mir aber nichts bemerkenswerthes Neues darboten. Am Nachmittag besuchten wir gemeinschaftlich das sogenannte heilige Grab (the holy sepulchre). Der schon früher bezeichnete Eingang war schwer und nicht ohne Gefahr zu erreichen. Die Decke dieses Seitenarmes ist, wie die der meisten Höhlen, eben; zwischen derselben und der höchsten Seitenschicht war auch hier ein freier Zwischenraum, von wo herab das Wasser Jahrhunderte lang über die Seitenwände herabgefließen seyn mußte, denn diese waren tief und breit gefurcht, besonders die höhern Schichten. Die hervorragenden Theile glichen den Lehnen alter Chorstühle. Der Eingang zum h. Grab liegt nahe der Decke, und wird von dieser und von sanduhrförmigen Tropfsteinsäulen, welche auf einer Anhäufung von Kalkstein ruhen, gebildet. Der Eingang ist so eng, daß man hindurch kriechen muß. Der Boden erhöhte sich allmählich, so daß der obere Raum nur 5 bis 8 Fuß hoch war. Hinter den letzten Säulen ging es plötzlich schroff hinunter. Die Schichten hatten sich hier gegen 12 Fuß gesenkt. Diese Vertiefung ist es, welche den Namen des h. Grabes führt. Hier mußten wir umkehren, denn es war unmöglich, ohne Leiter oder Seile an der andern Seite die Fortsetzung der Höhle zu erreichen. Wir kehrten daher, nachdem wir noch einige Nebenhöhlen besucht, zu unserm Lager in der Snowball-Chamber zurück. — Am dritten und am vierten Tage setzten wir unsere Excursionen, jedoch ohne erheblichen Gewinn wesentlich neuer Beobachtungen fort, so daß uns — wie man denken kann — in unserer Abgeschlossenheit von der Welt des Lichtes die Zeit doch endlich ziemlich lang wurde. Als unsere Uhren uns nun aber den zur Rückkehr festgesetzten Tag anzeigten und dennoch keiner der Negeer zur bestimmten Zeit eintraf, entschlossen wir uns, da unsere Mundvorräthe fast aufgebraucht waren, auch ohne sie den Rückweg anzutreten. Die gesammelten Mineralien packte ich in einen Korb; was uns an Lebensmitteln übrig geblieben war, konnten wir ohne Mühe in unsern Taschen forttragen. (Schluß folgt.)

Verwandtschaft der Tschirolesen und Astecken. Man schreitet sichtlich vorwärts in der Erforschung der indianischen Alterthümer und eine Entdeckung reiht sich jetzt an die andere; so erzählt Bratherstonchough in seiner „Excursion through the Slave States of America“, daß ein Arzt in Tennessee, ein Dr. Troost, ein geborener Holländer, unter anderem im Sequatchee-Thal, das ein Lieblingsaufenthalt der Indianer in alten Zeiten gewesen zu seyn scheint, Indios gefunden habe, welche den mericanischen ganz ähnlich seyen. Auch ist er der Ansicht, wenn man die Sprache der Tschirolesen analysiren wollte, so würde man auf große Verwandtschaft mit der westlichen Dialekt hoffen.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Runde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Junius 1844.

Die englischen Zuckerzölle.

Zuckerzölle und Negerschicksal sind immer noch zwei Dinge, welche gegenseitig auf einander einwirken, da in ganz Amerika, die englisch-westindischen Inseln ausgenommen, Zucker nur durch Sklaven erzeugt wird. Das neue Zuckergesetz in England, dessen Schicksal so gut wie entschieden ist, findet mehrfachen starken Widerspruch, und die englischen Minister fahren in keiner Hinsicht gut dabei. Als die Whigs im Jahre 1841 die Zölle auf fremden Zucker von 63 Sh. auf 36 herabsetzen wollten, standen die Tories mit den Abolitionisten und mit den Westindiern zugleich in Verbindung; jetzt klagen die Letztern, daß Sir R. Peel nur dem Ohr Wort gehalten, ihre Hoffnung aber hintergangen habe, und die Abolitionisten sind gleichfalls keineswegs sonderlich zufrieden: die Regierung hat zwar dem Sklavenzucker nicht Thür und Thor geöffnet, aber doch auch die Negerfrage nicht eben gefördert; zudem ist unter ihnen selbst Spaltung über die Sache ausgebrochen, und sie wissen nicht mehr recht, was sie thun sollen. Die Westindier haben ein Recht sich zu beklagen, und Lord John Russell hat auch dem Ministerium sein Benehmen hart genug vorgeworfen: wenn die Tories im J. 1841, wo die Zufuhr aus West- und Ostindien ungenügend war und die Preise eine unmäßige Höhe erreicht hatten, die Herabsetzung des Zolls auf fremden Zucker bekämpften, warum setzen sie jetzt selbst die Zölle auf fremden Zucker herab, wo die Zufuhr dem Absatz entspricht und die Durchschnittspreise niedriger stehen? Der Vorwurf läßt gar keine Antwort zu, denn den wahren Grund, nämlich daß man den Holländern entgegenkommen will, darf der Minister nicht laut sagen. Der einzige Unterschied zwischen dem Thun der Whigs und der Tories besteht darin, daß die Tories den Zucker aus Ländern, wo er durch Sklaven erzeugt wird, nicht zulassen wollen; es bedarf aber eines geringen Scharfsinns, um zu bemerken, daß die Lücke, welche durch die Einfuhr von Java- oder Manilla-Zucker in England auf dem allgemeinen Zuckermarkt entsteht, durch Zucker aus Sklaventrändern wieder ausgeglichen werden muß, daß also für die Negerklaven nichts gewonnen, vielmehr möglicherweise noch

verloren wird, ganz abgesehen von dem Umstand, daß cubanischer Sklavenzucker aus Mexico in England eingeführt werden kann, anderer Unterschleife nicht zu gedenken.

Lassen wir indes den Streit der westindischen Pflanzler mit den Ministern und der aus dem Concept gebrachten Abolitionisten unter einander *) bei Seite, und sehen wir auf die Folgen, welche die neuen Zuckerzölle für die Neger, und zwar hauptsächlich in Bezug auf Westindien, haben müssen. Der Zoll auf fremden, nicht durch Sklaven erzeugten Zucker ist von 63 auf 34 Sh. per Centner herunter gesetzt, und dies muß den Werth des brittisch-westindischen Zuckers um wenigstens 14—15 Proc. brücken. Der Westindier muß also jetzt nach wohlfeilen Arbeitern sich umsehen, oder sein Capital geth verloren. Man wird darum die Bemühungen, Neger in Afrika für Westindien anzuwerben, sich erneuern und in größerem Umfang betreiben sehen, die Opposition gegen die Beschränkungen dieses „Arbeiterhandels“ wird allmählich ankreizen, und die Regierung sich genöthigt sehen, entweder die Beschränkungen aufrecht zu erhalten, und dadurch die Westindier, wenigstens auf den größeren Inseln, wie Jamaica und Trinidad zu ruiniren, oder die Beschränkungen aufzuheben und sich dem Vorwurf, einen neuen Sklavenhandel zu gestatten, auszusetzen. In diese Alternative ist die englische Regierung festgebannt, und man kann sich wohl denken, daß Englands Feinde nicht lässig seyn werden, falls es in der Erlaubniß, Arbeiter aus Afrika herüber zu führen, weiter als bisher geht, ihm seine frühere Heuchelei bitter vorzuwerfen.

Hr. Jamieson, der früher schon den Capitän Beroft auf Entdeckungen im Nigerdelta ausandte, hat jetzt einen neuen Plan zur Belegung des Nigerhandels entworfen, und da Hr. Beroft schon aus der Erfahrung seiner ersten Nigerfahrt

*) Eine Versammlung der Abolitionisten sprach sich dahin aus, daß sie die Minister hinsichtlich der Zölle auf Erzeugnisse, die aus Sklaventrändern kommen, nicht mehr belästigen wollten; eine andere größtentheils aus Dulkern bestehende Versammlung hob diesen Beschluß auf; die Gesellschaft ist augenscheinlich etwas aus den Angeln gerückt, und wird jetzt von ihren alten Gegnern mit Spott verfolgt.

weiß, daß man im Nigerdelta schwarze Arbeiter in Menge bekommen könnte, so wird man die Gelegenheit, diese Erfahrungen zu verfolgen, nicht verstreichen lassen. Hr. Macgregor Laird, nebst Becroft einer der gründlichsten Kenner der Verhältnisse des westafrikanischen Küstenlandes, hat einen Plan ausgearbeitet, um einen freien Verkehr zwischen Cape Coast und dem englischen Westindien herzustellen, und dieser Plan ist von der Glasgower Emancipationsgesellschaft günstig begutachtet worden. Alle diese und mehrere ähnliche Bestrebungen stehen scharf ab von den Ansichten der ächten, aber beschränkten Abolitionisten, wie Fowell Buxton und seine Anhänger, die einem solchen neuen Menschenhandel durchaus entgegen waren; aber, sagt der ungläubige Franzose, il y a avec Dieu des accommodations, man wird sich mit dem Gewissen und den Heiligen in England abzufinden wissen, und nur die Scheu vor dem Hohn und dem gerechten Tadel der Welt, welche den philanthropischen Heiligenschein der englischen Regierung längst für unächt ansah, hält noch von offener Begünstigung des neuen Menschenhandels ab, denn an der ganzen afrikanischen Küste gibt es, vielleicht die einzigen Krus abgerechnet, keinen Stamm, der freiwillig sich nach Westindien verpflanzen ließe; alle folgen dem Gebot ihrer Herren und Häuptlinge und werden verkauft, oder wenn es aus Sklavenschiffen weggenommene Neger sind, von den Engländern mit oder gegen ihren Willen nach Westindien geführt und dort an die Pflanzer zu siebenjährigem Dienst verhandelt. Das mindert die unermesslichen Folgen des großen Schrittes der Emancipation nicht, zeigt aber, wie die Engländer zwischen ihrem philanthropischen Heiligenschein und ihrem Vortheil in die Klemme kommen. Die neuen Zuckerzölle werden diese Klemme noch steigern, eine Art Krise in den Zuständen des englischen Westindiens herbeiführen und wahrscheinlich die Negerausfuhr aus Afrika bedeutend vermehren.

C a r t a g o.

(Schluß.)

Aus dergleichen Alterthümern, welche man in dieser Gegend findet, ersieht man offenbar, daß das schöne fruchtbare Caucathal sonst von Indianern bewohnt wurde. Der Sage nach soll es, vor der Eroberung der Spanier, ganz von indianischen Dörfern und Hütten bedeckt gewesen seyn, während man jetzt von denselben auch nicht eine Spur mehr sieht. Wie tyrannisch müssen diese Bedrücker gewüthet haben, daß die armen Eingebornen aus diesem großen Thale so gänzlich ausgerottet worden sind! Wenn man durch das Land reist, entdeckt man leicht noch die Spuren der schmalen Gräben, welche die Indianer einstens bei Bearbeitung des Bodens zogen, eine Art das Land zu bauen, welche den in der Nähe von Popayan wohnenden Indianern noch heutzutage eigenthümlich ist. Die meisten der unglücklichen Indianer kamen bei den schweren Arbeiten in den Bergwerken von Choco und Buenaventura und durch die Mißhandlungen um, welche sie daselbst von ihren unbarmerzigen und habfüchtigen Herren

erfuhren. Las Casas, zu Karl des Fünften Zeiten ihr großer Freund und Beschützer, mag in seinen Erzählungen die Grausamkeiten der Spanier gegen sie häufig übertrieben haben, gewiß ist es aber, daß sie gleich einer verderblichen Pest unter ihnen wütheten, und daß die armen Eingebornen durch die harten Arbeiten und den Gram über den Verlust ihrer Freiheit in Menge aufgerieben wurden.

Hr. Laroche hatte außerdem die Güte, mir einige indianische goldene Zierrathen zu geben und ein Halsband von Kalkstein, welches er in einem alten indianischen Grabe auf dem Berge Cucuana gefunden hatte. Ueber die Entdeckungen, welche er daselbst gemacht hatte, gab er mir schriftlich folgenden Bericht: Auf genanntem Berge, nicht weit von dem Paramo von Banegar, entdeckte ich ein Hurco oder altes indianisches Grab mit zwei Skeletten; das eine hatte eine sitzende Stellung und war mit einer pyramidenförmigen Bedeckung aus Palmblättern umgeben; an seiner Stirn befand sich eine lilienähnliche Blume aus Gold und an der Nase waren zwei aneinanderhängende goldene Ringe, jeder von zwei Zoll im Durchmesser, befestigt. Das andere Skelett, welches seinem Schmucke nach zu urtheilen von einer Frau war, lag in einer großen Urne, die ihm zum Sarg diente. Um den Nackenwirdel hing ein Halsband, welches aus acht Kugeln von marmorartigem Kalkstein bestand, und an diesem eine goldene Blume wie die vorige. An den Armen waren eine Menge von kleinen Perlen, welche Ueberreste von Armbändern zu seyn schienen. In der Nase hatte es nur einen großen goldenen Ring, der über die Vorderzähne herabhing, welche sich in einem so vollkommenen Zustande befanden, daß man dadurch auf den Schluß geleitet wurde, daß Frauenzimmer müßig jung gestorben seyn. Neben dem ersten Skelett fand ich auch eine Figur von gebranntem Thon, welche die ausgebreiteten Flügel eines Schmetterlings vorstellte, welche vom Leibe abgebrochen waren. Diese Flügel mochten wohl eine religiöse Beziehung in der alten Symbolik der Indianer haben, so wie auch die alten Aegyptier der Gottheit Flügel gaben, um dadurch ihre Herrschaft über die Winde und ihren Aufenthaltsort in der Luft anzudeuten. Das erwähnte steinerne Halsband besitze ich noch, die goldenen Zierrathen aber so wie die Flügel des Schmetterlings habe ich verschenkt. —

Der Enjawanbaum, welcher eine dunkelfarbige, der französischen Bohne ähnliche Schote trägt, wächst in Cartago in großer Menge. Die weiche Schale, welche die Kerne bedeckt, ist eine Lieblingspeise der Neger. Auf den kleinen Flüssen und Seen in der Gegend von Cartago halten sich viele Schnepfen und wilde Enten auf. An einem Teiche sah ich über dreißig Paar Schnepfen aufsteigen; sie flogen nicht weit und zum Schießen niedrig genug, so daß wir hier die beste Gelegenheit zum Jagen gehabt haben würden, hätte ich nicht einem befreundeten Columbiar, dem die Waidmannslust über alles ging, meine letzten zwei Pfund englisches Schießpulver geschenkt. Von den Gebirgen kommen häufig schwarze Bären in die Ebene herab, um daselbst die Früchte der Palmen aufzusuchen, welche eine leckere Speise für sie sind.

Nicht weit von unserem Quartiere wohnten in einem hübschen kleinen Hause vier junge Mädchen mit ihrer Mutter, die einige Ländereien und mehrere Kühe besaßen, von deren Milch sie die Artigkeit hatten, uns alle Morgen eine große Schale voll zu schicken. Der Anstand erforderte, daß wir sie dagegen unsererseits besuchten, um ihnen für ihre Aufmerksamkeit zu danken, und so lernten wir diese Familie, die hier ein recht ruhiges, angenehmes Leben führte, näher kennen. Die drei jüngsten Töchter, von denen keine über zwanzig Jahre alt war, hatten eine ganz europäische Gesichtsfarbe und viel Einnehmendes in ihrem Aeußern. Hr. Laroche erzählte mir, daß diese Familie mit zu den reichsten im Caucathale gehört habe; im Bürgerkriege sey sie aber fast um ihr ganzes Vermögen gekommen. Nach dem Tode des Mannes waren der bedrängten Wittwe nur noch einige kleine Besitzungen geblieben, welche des Jahres etwa 400 Dollars eintrügen, mit denen die Familie jetzt ihre sämmtlichen Bedürfnisse bestreiten müsse. Mich erheiterte die Gesellschaft dieser angenehmen, guten Mädchen; sie spielten alle die spanische Guitarre, welche sie mit ihrer Stimme begleiteten.

Des Abends sah ich einen Leichenzug, an dessen Spitze ein Trommler und ein Pfeifer spielten, während das Volk auf dem Markte Feuerwerke abbrannte. Als ich mich nach dem Grunde dieses auffallenden Benehmens erkundigte, war die Antwort, daß man die Leiche eines jungen Mädchens zur Erde bestatte, und daß man hier immer durch solche Feierlichkeiten seine Freude bezeige, wenn jemand jung gestorben sey, weil er dann weniger Sünden abzubüßen habe. Am folgenden Tage sah ich den Vater der Verstorbenen, welcher mir lächelnd verkündete, daß seine Frau soeben die in seiner Familie entstandene Lücke wieder ausgefüllt habe. Die Creolen können sich bei der ihnen eigenthümlichen philosophischen Ruhe leicht über jedes Unglück trösten.

Die niedere Volksclasse hat hier ein Instrument, welches Alfanda heißt. Man thut in die Höhlung des Holzes die kleinen schwarzen Samenkörner der Chalerafrucht, welche, wenn sie darin geschüttelt werden, einen starken und nicht unangenehmen Schall verursachen, mit dem man die Guitarre zu begleiten pflegt. Ein anderes Instrument, Carrasca genannt, welches hier gebräuchlich ist, hat einen starken, ganz unmelodischen Ton. Es besteht in einem mit großen Kerben versehenen Stück Schwarzpappelholze, über welches man mit einer Ochsenrippe fährt. In Europa würde dieses Instrument wahrscheinlich Auftritte hervorbringen wie die, welche der unübertreffliche Hogarth in seinen „wüthenden Musikanten“ so meisterhaft dargestellt hat.

Ausflug nach der Mammothhöhle in Kentucky.

(Schluß).

So gut wir uns aber auch orientirt hatten, als wir auf unsern Ortskenn aus schließlich angewiesen waren, so schwer wurde es uns doch jetzt auf unserem Rückwege an einzelnen Punkten, wo mehrere Höhlen zusammentrafen, weil wir uns zu sehr auf die Leitung der Führer

verlassen hatten. Wir schlugen dann den Weg ein, welcher uns als der wahrscheinlich rechte erschien; oft aber glaubten wir falsch gegangen zu seyn, wenn uns alles ringsumher fremd ansah. Dennoch setzten wir den einmal eingeschlagenen Weg fort und trafen auch immer bald wieder auf Gegenstände, die uns als bekannt vorkamen. Aber Eine Stelle machte unsern guten Glauben sehr wankend, denn nirgends war ein Weg zu finden, der uns hätte weiter führen können; der Boden war mit schlüpferigem Thon bedeckt, das Wasser tröpfelte überall von der Decke herab und nirgends waren Fußspalten in dem weichen Thon sichtbar. An verschiedenen Orten versuchte ich über den abschüssigen schlüpferigen Boden weiter vorzubringen; es wollte mir aber nicht gelingen, und zuletzt glitt ich bei einem solchen Versuche seitwärts in eine mäßige Vertiefung. Dieser faux pas gereichte uns aber sehr unerwartet zu großem Troste: denn zwischen zwei Felsstücken, in deren Nähe ich mich befand, bemerkte ich deutlich einen Durchgang, den ich mit großer Freude bestimmt wieder erkannte.

Unsere Besorgniß, einen falschen Weg eingeschlagen und unsere Führer verfehlt zu haben, hatte für diesmal wieder ein Ende. Bald darauf, als wir wieder in einer Erweiterung der Höhle, wo ebenfalls die Fußspalten in dem weichen Boden vom Wasser weggewaschen waren, vergebens nach dem Wege suchten, wurden wir höchst angenehm durch die Stimme eines der Neger überrascht, der, während er den Kahn über das Wasser daher ruderte, ein Lied sang, das er mit seinen Ruderschlägen begleitete. Durch die runde Öffnung, welche von der weiten Höhle, in welcher wir standen, zum Wasser führte, sahen wir anfangs nur ein Licht, das sich langsam auf uns zu bewegte; erst spät erkannten wir das Boot und den Neger. Er hatte sich lange Zeit auf dem Wasser aufgehalten, um Fische zu fangen, aber nur zwei Krebsse bekommen. Wir schickten den Neger nun zunächst nach der Schneeballkammer, um den Korb mit Mineralien und später die andern zurückgelassenen Sachen zu holen. Unterdeffen besetzten wir das Boot, um wieder auf den Fischfang auszugehen. Während wir langsam dahin fuhren, sah ich dicht unter der Wasseroberfläche und nahe über einem Felsstück einen dunkelgefärbten, ungefähr 5 Zoll langen Fisch. Er schwamm aber so nahe über dem Stein, daß es unmöglich war, das Netz unter ihn zu führen. Es rieß gegen eine hervorstehende Ecke des Felsstücks an, und durch die Bewegung des Wassers wurde der Fisch verschwenkt. Es war der einzige Fisch dieser Art, den ich sah. Der Schwärze sagte später, daß er früher einmal einen solchen Fisch gefangen; derselbe habe aber Augen und eine von den weißen Fischen verschiedene Gestalt gehabt. Etwa drei Stunden mochten verfloßen seyn, als Matthew, unser Neger, mit dem Korbe, den Fellen und Decken beladen zurückkehrte, und noch immer hatten wir keinen der weißen Fische gesehen. Doch bemerkte ich, während wir über die Flüsse zurückfuhren, noch drei derselben; zwei verschwanden aber, sobald wir uns ihnen mit dem Boote näherten, und nur einen derselben war ich so glücklich zu fangen. Die Temperatur des Wassers war 57°, die der Luft 56° F. Etwa nach einer Stunde kamen wir an der andern Seite des Styr an.

Ich hielt mich auf dem Wege noch einige Zeit auf, um verschiedene Punkte zu skizziren. B. war vorausgegangen und glaubte, ohne Führer den Ausgang finden zu können. Als ich später ihm folgte, fand ich ihn ungefähr 30 Schritte vom rechten Wege entfernt, in einem Theil der Höhle, wo sich mehrere Höhlen kreuzten, auf einem Stein sitzend. Er hatte mich dort, nicht ohne Herzklopfen, sehnlich erwartet, und

beforgt, ich möchte auf einem andern Wege ihm schon vorübergegangen seyn.

Jetzt näherten wir uns wieder dem Eingange des dunkeln Labyrinthes, worin wir so lange umhergeirrt waren. Das hereinfallende Licht machte auf uns, nachdem wir gegen fünf Tage unter der Erde in der Dunkelheit zugebracht hatten, einen unbeschreiblich freundlichen Eindruck. Wer das Licht lange entbehrt hat, fühlt, welchen Einfluß es auf uns übt. Das Blau des Himmels erschien uns klarer, das Grün der Bäume grüner, alles um uns her schöner und lieblicher; auch die Menschen waren liebenswürdiger als sonst.

Als wir am folgenden Morgen in die Höhle zurückkehrten, fanden wir die Patienten beim Frühstück, das ihnen von den Sklaven vom Cavehouse gebracht wurde. Es war ein eigenthümlicher Anblick, fünf junge Männer hier versammelt zu sehen, in einer Höhle auf Herstellung ihrer Gesundheit hoffend, obgleich sie sich alle schlechter befanden als zur Zeit, da sie hineingekommen waren. Ihre sanguinischen Hoffnungen auf baldige und völlige Genesung hatten sich aber sehr verloren. Auch hätten sie sich keinen ungünstigern Aufenthaltsort wählen können als diese Höhle, in welcher die längste Zeit im Jahre hindurch die Temperatur, obgleich im Ganzen sehr gemäßigt, dennoch zu niedrig ist, um sich darin bei mangelnder Bewegung ohne Feuer aufhalten zu können. Die Luft ist so feucht, daß sich einige mit ihrem Anzug zu Bett legten, weil, wie sie sagten, die feuchten Bettdecken ihnen unangenehm wären; aber auch am Tage fühlten sie die Feuchtigkeit der Kleider. Einige klagten deshalb auch über rheumatische Schmerzen.

Besonders ungünstig wirkt auf ihr Befinden ihr Gemüthszustand zurück, der durch den Aufenthalt in der dunkeln Höhle sehr niedergedrückt wird, wo die Patienten größtentheils auf sich selbst angewiesen sind und sich gegenseitig meistens über ihren Zustand unterhalten, die übrige Zeit aber allein in ihrem Zimmer zubringen und hier von dem Rauche ihrer Defen belästigt werden. Mehrere notirten sich mit Genauigkeit die Veränderungen, welche sie in ihrem Gesundheitszustande wahrnahmen. Am Mittag aßen wir mit ihnen zusammen. Die Gespräche waren immer ernst. Ich hielt es für meine Pflicht, im Gespräch die Kranken, welche auf Besserung hofften, auf das Grundlose und Widerfännige der Behauptung, daß ein Aufenthalt von einigen Wochen oder Monaten in der Höhle Krankten heilsam sey, aufmerksam zu machen, und ihnen zu ratthen, die Höhle baldigst zu verlassen. Zwei derselben entschlossen sich auch wirklich zur Abreise. Der eine, welcher schon 3 bis 4 Jahre gelitten und einen Winter in Cuba seiner Gesundheit wegen zugebracht hatte, glaubte besonders deshalb, daß der Aufenthalt in der Höhle einen heilsamen Einfluß auf schwindfüchtige ausüben müsse, „weil Fleisch darin nicht verweire.“ Ich hatte ihn, als er mir dieß vor einigen Tagen sagte, aufgefordert, den Versuch zu machen, ob es denn auch wahr sey, und ihn veranlaßt, sogleich ein Stück Fleisch auf einen Haufen Steine in der Nähe seiner Hütte zu legen. Als wir jetzt nachsahen, was daraus geworden sey, fanden wir es größtentheils in Verwesung übergegangen; dieß war hinlänglich, ihn von der Trüglichkeit der im Publicum verbreiteten Gerüchte zu überzeugen. Zwei schwindfüchtige waren schon im Cavehouse gestorben. Wenn noch einige an der Schwindsucht dort sterben sollten, so werden bald die Hütten in der Höhle leer stehen.

Der Wirth versicherte mich offenherzig, daß von zehn Patienten, welche mit der Absicht, einige Zeit in der Höhle zuzubringen, aus

verschiedenen Theilen der Union dort hingekommen, neun sogleich, nachdem sie die Höhle einmal besucht hätten, wieder abgereist wären. Einige Sklaven warteten bei Tisch auf. Sie lagerten sich von Zeit zu Zeit, wenn sie gerade nichts zu thun hatten, auf dem Boden, und waren die einzigen, die hier scherzten und lachten. Zwei derselben geriethen in Streit; ein dritter machte demselben aber mit den Worten ein Ende: „Bet quiet you niggers (nigger wird als Schimpfwort gebraucht, statt negro) you hav'nt a drop of white blood in your veins.“ Man sieht, wie hoch die armen Schwarzen das weiße Blut zu schätzen wissen.

Nach Tisch besuchten wir Gorins Dom. Der Weg dorthin führt durch verschiedene Höhlen. Man muß mehrere Leitern von verschiedener Höhe hinauf- und hinabsteigen; zuletzt kommt man in einer ziemlich weiten verticalen Perforation an eine Oeffnung in der Seitenwand, durch welche man in Gorins Dom hineinsteht. Eine kolossale Säule, in ihrer Bildung der des Bottomles Bit ähnlich, deren Höhe man zu 80' angibt, nimmt den ganzen mittlern Raum eines großen Doms ein, dessen ausgehöhlte ebene Seitenwände ungefähr 15 bis 20 Fuß von der Säule abstehen. Die herrschende Stille wird nur durch das Tröpfeln des Wassers unterbrochen. Wir stiegen durch eine andere Oeffnung in den Raum neben der Säule hinab. Die Säule hängt an einer Seite mit dem übrigen Gestein zusammen, scheint aber von dem Punkt aus, wo man hinein tritt, in der Luft zu schweben; unterhalb derselben ist ein freier Raum, gegen 4 Fuß weit; ihre untere Fläche ist uneben. Die lodern Theile sind vom Wasser weggespült, die festern stehen hervor. Der Boden war hier und da mit Wasser bedeckt. Dieß war der letzte ferne Punkt, den wir in der Höhle besuchten.

Von den vielen Namen, welche man zu verschiedenen Zeiten den einzelnen Theilen der Höhle beigelegt hat, habe ich nur diejenigen genannt, welche wegen ihrer Schönheit oder in Bezug auf die geognostischen Verhältnisse Interesse darbieten. Des Teufels Ellenbogen, sein Spiegel, seine Kühlwanne (the devils cooling tub) u. s. w. sind Namen von solchen Gegenständen, die dem Reisenden allenfalls als Wegweiser dienen können; sonst bieten sie nur Stoff, die Phantasie derer, welche die Höhle nicht besucht haben, zu beschäftigen.

Die ganze Umgegend ist reich an Höhlen, unter denen die Salpeterhöhle wegen ihres bedeutenden Gehalts an Salpetererde wohl die bemerkenswertheste ist.

Ich habe jedoch die Geduld des Lesers für meinen Ausflug schon so lange in Anspruch genommen, daß ich ihm jede weitere Schilderung billig erspare.

Punch über die englischen Missionen. So viel Erhebendes in den englischen Missionen liegt, so viel Falsches und Unrichtiges kommt auch mit zu Tage, so daß es stark anfängt der Spott zu werden. Punch ergeht sich in einem seiner neuesten Blätter darüber, und bemerkt unter anderem, man unterschreibe jährlich 25,000 Pf. St. zu Befehrung der Juden in Jerusalem, Hebron, Beyrut, Smyrna &c., und er möchte denn wohl einmal die Abrechnung sehen, wie viel Juden denn wirklich befehret würden und wie hoch ein Judenrenegate zu stehen komme; er glaubt ein solcher Paradiesvogel müsse ungemein theuer seyn, und die englischen Damen thäten besser, das Geld daheim etwas mit ihrem Gelde zu lindern.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Siebzehnter Jahrgang.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1844.